

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 3. September 1844.

Lebens.
Freimüthige Besprechung vater-
ländischer Zustände, der Handels-
und industriellen Verhältnisse und
iener des Auslandes. Organ für
jeden Vaterlandsfreund, Aufstei-
ger und Blüthe über heimische
Institutionen und vaterländische
Interessen mit besonderer Frei-
müthigkeit kund zu thun. Der
Literatur und Unterhaltung ist ein
Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal,
am Dienstag und Freitag. Wirt-
schaftlich bei der Expedition
17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten
im Umfange des preuss. Staates
(sowie im deutschen Buchhandel,
vierteljährlich 25 Sgr.) außerhalb
des preuss. Staates wird der
Preis bei der Post etwas erhöht.
Die Einrückungsgebühren betra-
gen per Zeile 1 Sgr. od. 3/4 Kr.

U e b e r s i c h t.

Der französische Klerus. Zweiter Abschnitt (Fortsetzung).
Ein Wort zu seiner Zeit über das Gefängniswesen. Von
v. Th... b.

Georg Friedrich König.

Zur Geschichte der Verletzung des Briefgeheimnisses.

Die schlesische Weinwand.

Zur Literatur und Unterhaltung: Denkmal deut-
schen Sinnes aus älterer Zeit. — Erzählungen einer
alten Wälscherin. — Bemerkungen über England nach
Kohl's Reisen: 16. Die englischen Arbeiter und die
Vortheile der allgemeinen Bildung (Fortsetzung). —
Literatur-Bericht: Standerbeg, heroisches Schauspiel
von Joseph Freiherr von Aussenberg. — Ein Besuch
in Köln (Fortsetzung und Schluss). — Korrespondenz
vom Rhein und Main. — Mannigfaltiges. — An-
kündigungen. — Literarischer Anzeiger. — Bekanntmachungen
und Anzeigen.

△ Der französische Klerus.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Siegen, 2. September 1844.

Artikel 54. Schwierigkeiten in Bezug auf die Ehe.

Die Ausführung des Code civil, welcher um dieselbe Zeit veröffentlicht wurde, rief besondere Schwierigkeiten hervor. Der 54. Artikel des organischen Gesetzes vom Jahre X. sagt: „Daß die Geistlichen nur den Personen ihren priesterlichen Segen ertheilen sollen, welche darthun können, daß sie von der bürgerlichen Obrigkeit ihre Ehe in gesetzlicher Form kontrahirt haben.“

Aber auf der einen Seite hat das bürgerliche Gesetz seine Bedingungen für die Gültigkeit des Kontraktes aufgestellt, auf der andern hat die Kirche besondere Hindernisse festgehalten, von denen aber für einige es Dispensationen gegen Geld gibt. Diese Dispensationen wurden in den ersten christlichen Jahrhunderten unmittelbar von jedem Bischof in seiner Diözese ertheilt, kraft seines besonderen Rechts; aber in den Dunkelheiten und Finsternissen des Mittelalters hatte der Hof von Rom die Dispensation und ihren Ertrag sich vorbehalten. In den ersten Jahren nach dem Konkordat von 1802 lieferte der Kardinal Legat, der in Frankreich residirte, diese Dispense. Nach seiner Entfernung 1808, als die Streitigkeiten zwischen Rom und Frankreich ausgebrochen waren, mußte man sich wieder nach Rom wenden. Mitten in den Korrespondenzen und Unterhandlungen, welche durch die entstehenden Schwierigkeiten, denen leider das Konkordat nicht vorgebeugt hatte, nothwendig wurden, traf man auf den Eigensinn des römischen Hofes, die Zivilkontrakte, welche durch die Obrigkeit vollzogen waren, als nichtig anzusehen, obgleich sie mit den Bestimmungen des Code civil übereinstimmten, und auf die auffallenden Behauptungen, daß keine Ehen rechtskräftig wären, denen nicht der Priester beigetreten sei.

In dem Maße, als der Code civil in die verschiedenen europäischen Länder, welche mit dem Kaiserreiche verbunden waren, eingeführt wurde, erließ der römische Hof nach allen Seiten seine Befehle, welche seine Grundsätze rücksichtlich dieses Punktes enthielten. Die eine dieser Instruktionen, welche an den Bischof von Warschau im J. 1808 gerichtet ist, enthält folgende Vorschläge:

1) Es existirt die Ehe gar nicht, die nicht in den Formen, die, um sie gültig zu machen, die Kirche festgesetzt hat, geschlossen ist.

2) Die Ehe, welche einmal nach den von der Kirche vorgeschriebenen Formen geschlossen ist, kann von keiner weltlichen Macht aufgelöst werden.

3) Im Falle eine Ehe zweifelhaft ist, hat allein die Kirche das Recht, ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit zu bestimmen; so daß jede andere von einer andern Macht, diese mag sein, welche sie will, getroffene Bestimmung als eine unvollkommene angesehen wird.

4) Eine Ehe, die kein kanonisches Hinderniß trifft, ist gut, rechtskräftig und folglich unauflöslich, mag auch das Hinderniß, welches die weltliche Macht ungebührlicher Weise in den Weg legt, noch so groß sein, wenn nicht die allgemeine Kirche oder ihr oberstes Haupt, der Bischof von Rom, seine Zustimmung gibt.

5) Im Gegentheil muß für ganz und gar ungültig jede Ehe gelten, welche trotz kanonischer Hindernisse, welche der Wille des Regenten widerrechtlicher Weise aufgehoben, geschlossen ist, und jeder Katholik muß sie in seinem Gewissen als nichtig so lange ansehen, bis sie durch eine gesetzliche Dispensation, von der Kirche zugestanden, bekräftigt ist, wenn überhaupt das Hinderniß, das sie nichtig macht, der Dispensation fähig ist.

Man erkennt leicht den eigentlichen Kern dieser Frage; er besteht darin, daß man sich verständigt, ob die Regenten darum, weil die priesterliche Einsegnung ein Sakrament ist, der Kirche die ganze bürgerliche Ehe-Gesetzgebung überlassen sollen? Das ist es, was die französischen Rechtsgelahrten und Beamte niemals den Ultramontanen zugestehen werden. Wenn man in diesem Punkte nachgeben könnte, so würde folgen, daß Alles, was die Ehe, und folglich den Zivilstand der Personen betrifft, in der Abhängigkeit der kirchlichen Autorität sein würde. Einen solchen Zustand haben die Gesetze nicht gewollt; sie haben das Gegentheil gewollt. Eine der ersten, großartigsten und wohlthätigsten Folgen der Revolution von 89 war die Säkularisation der Justiz. Diese Gesetze erklären geradezu, die Ehe sei ein bürgerlicher Vertrag. Was übrigens die Personen nicht verhindert, durch die nachfolgende Einsegnung ihres Bundes der sakramentalen Gnade sich zu vergewissern. Dies führt uns auf die theologische Frage.

Daß die Einsegnung der Ehe zur Zahl der Sakramente gehöre, macht man sich nicht anheischig zu bestreiten. Es ist wahr, daß der heilige Thomas, der heilige Bonaventura und Scotus nicht zu entscheiden wagen, daß dies ein Glaubenspunkt sei; es ist auch wahr, daß Durandus und andere Scholastiker des Mittelalters sogar so weit kommen, daß sie leugnen, es sei dies zu glauben vorgeschrieben. Jedoch das Konzil von Trident hat einmal ein bestimmtes Dogma daraus gemacht. Folglich ist es anerkannt, daß die katholischen Eheleute nicht christlich kopulirt zu sein glauben, wenn sie nicht eingesegnet sind. Aber folgt daraus, daß diese Einsegnung und der Ehebund untrennbar ein und dasselbe seien? Seit dem Tridentiner Konzil haben die meisten Theologen, Kanonisten und Rechtsgelahrten in Frankreich den bürgerlichen Vertrag und das Sakrament genau unterschieden und haben den ersteren als natürlich, dem zweiten vorausgehend betrachtet. Dieser Gegenstand ist ausdrücklich und vollständig in mehreren wissenschaftlichen Werken erläutert, von denen ich hier nur nennen will: Le Semelier's kirchliche Verhandlungen über die Ehe, gedruckt auf Befehl

des Kardinals von Noailles; Maultrot's Prüfung der Ansichten von der Ehe; Agier von der Ehe u. s. w.; das Ehegesetzbuch von Le Ridant, in der Ausgabe von Camus; Pothier über die Ehe; Grundsätze der französischen Rechtswissenschaft, von Prevost de la Jannes u. a. m.

Vor 1789, als Kontrakt und Einsegnung zu gleicher Zeit stattfanden, galt der Geistliche in Bezug auf den Kontrakt als bürgerlicher Beamter und war in dieser Eigenschaft gehalten, sich an die Bestimmungen der bürgerlichen Ehegesetze, und besonders an das Edikt von 1556, die Ordonnanz von Orleans von 1560, die Ordonnanz von Blois, das Edikt von Melun, das Edikt von 1606, die Ordonnanz von 1639, das Edikt von 1697 zu halten. Nicht jeder Priester war fähig, diese Geschäfte zu vollziehen; die bürgerlichen Gesetze bestimmten besonders diejenigen, durch welche allein sie gültig vollzogen werden konnten. Als man darnach den Ehekontrakt unter die Vorrechte der bürgerlichen Autorität aufnahm, ließ das Gesetz der katholischen Kirche nur, was ihr in Wahrheit gebührte, das Recht, die bürgerliche gültig geschlossene Ehe einzusiegeln. Aber weiter zu gehen zur Einsegnung, ohne daß die bürgerliche Ehe vorher bestanden, das hieße ein Gesetz vernichten, die Parteien in Irrthum über ihren Stand bringen, die Ehe zum Konkubinat, die Kinder zu Bastarden herabwürdigen. Um solchem Mißgeschick die Bürger nicht auszusetzen, verlangt der 24. Artikel des organischen Gesetzes des Konkordats, daß der Priester seinen Segen nur denjenigen Personen ertheilen soll, welche beweisen können, daß sie vor der bürgerlichen Obrigkeit rechtsgültig kontrahirt haben; und damit diese Forderung wohl beachtet werde, werden nach Artikel 199 und 200 des Code pénal von 1811 die Kontravenienten mit Geldbußen, und im Falle der Wiederholung mit Gefängniß bestraft.

Die Einsegnung ist nicht eine zweite Ehe, noch ein zweiter Kontrakt, und es ist baarer Unfinn, die Eheleute zu verpflichten, die Trausformel zu wiederholen; denn auf die Frage des Geistlichen! „Wollen Sie diese Person N. N. zu Ihrer Gattin nehmen!“ kann der Gefragte, will er wahr sein, nur antworten: „Sie ist schon meine Gattin, wie der bürgerliche Akt, den ich Ihnen vorgelegt habe, beweist.“ Ja, man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn der Priester den Gatten der Gattin, indem er dieser ein Geldstück gibt, sagen läßt: „Ich versehe Dich mit dem Witthum, welches zwischen Deinen und meinen Eltern verabredet ist.“ Es wäre ganz gut, wenn es Witthümer gäbe, und wenn der Priester, indem er die Funktion eines weltlichen Beamten versieht, zu gleicher Zeit die Geschäfte des Notars vollzöge, indem er das Volk zum Zeugen der Verträge der Eheleute nimmt. Aber heutiges Tages ist der Pfarrer weder Notar noch bürgerlicher Beamter mehr; er ist nur Diener des Kultus; und sein Geschäft beschränkt sich darauf, den Segen des Himmels auf die Gatten und ihren Bund herab zu flehen. Es wäre wohl an der Zeit, in so ernsten und wichtigen Handlungen die Worte mit den Sachen in Uebereinstimmung zu bringen.

Ueber die kanonische Bestätigung der Bischöfe.

Im Jahre 1809 erhoben sich bedenkliche Schwierigkeiten wegen der Verweigerung des Papstes, die kanonische Bestätigung einiger vom Kaiser ernann-

ten Bischöfen zu erteilen. Der Papst hatte am 26. August dem Kardinal Caprara, dann dem Kardinal Maury geantwortet: „Daß er, so lange man seine politischen Reklamationen nicht anhört, keinen Bischof einsetzen und man von ihm Nichts erwarten solle.“

Die Würde des Kaiserthums und das Ansehen der Religion verstateten nicht, daß die vom Kaiser in Uebereinstimmung mit dem Konkordat vorgenommenen Ernennungen länger ohne Kraft blieben, und man mußte in der Geschichte nach Hilfsmitteln sich umsehen, welche in ähnlichen Fällen die französische Kirche angewandt hatte, um das Schisma, die Auflösung der Pfarrgeschäfte, Unterbrechung des Gottesdienstes und die Usurpationen des Hofes von Rom zu vermeiden.

Unter Heinrich III., Heinrich IV. und einigemal selbst unter Ludwig XIII. waren die vom König ernannten Bischöfe, denen der Papst seine Bestätigung versagt hatte, unmittelbar in den Besitz aller ihrer geistlichen und weltlichen Rechte getreten. Eine mildere Norm wurde unter Ludwig XIV., von 1682 bis 1693 beliebt, als der Hof von Rom in den ersten Jahren seiner ohnmächtigen Wuth gegen die vier Artikel des Klerus von Frankreich, Jedem, der sie unterzeichnet, Bestätigungsbullen verweigerte. Die vom König ernannten Bischöfe regierten ihre Diözesen als Administratoren des Kapitels, d. h. kraft der Vollmachten, womit die Kapitel sie bekleideten. Bessert, sagt man, rieth zu dieser Milde, die vielleicht das königliche Vorrecht etwas verringerte, jedoch vorläufig zu den Umständen passen und die Meinungen und Interessen vereinigen konnte. Der Hof von Rom schien zufriedengestellt. Innocenz VIII., Alexander VIII., Innocenz XII. legten das wenigstens durch ihr Stillschweigen an den Tag; sie machten gegen keinen von diesen Prälaten ausgehenden Schritt Einwendungen.

Man mußte in Wahrheit anerkennen, daß die Kapitel moderne Einrichtungen sind, deren Rechte nur bis in's Mittelalter hinaufgehen. Aber es war auch gewiß, daß der römische Hof zu verschiedenen Malen selbst die kirchlichen Verfügungen empfahlen und sich auf dieselben berufen hatte, die vom 12. bis zum 16. Jahrhundert die Jurisdiktion der Kathedralekapitel begründet und festgestellt haben. Nach diesen Statuten hören mit dem Tode eines Bischofes die Rechte der Stellvertreter, welche er gewährt, auf; und während der Vakanz wird durch das Kapitel, im Namen des Kapitels, durch Stellvertreter des Kapitels die Diözese verwaltet; und wie man keinen einzigen Kanon zitiren kann, der dem Kapitel des Recht nimmt, den Prälaten, den der König zum Bischof ernannt hat, zu seinem Stellvertreter zu wählen, so folgt daraus, daß Alles nach der Regel und Ordnung der in der Kirche durch die Päpste selbst eingeführten Kirchenzucht geht, wenn der ernannte, jedoch nicht bestätigte Prälat seine geistliche Jurisdiktion nur mit Zustimmung und nach dem Willen des Kapitels seiner Kathedrale ausübt.

Trotz dem, daß in diesen geschichtlichen Vorfällen ein Weg gebahnt war, entschloß sich doch der Kaiser, um allen Schwierigkeiten, welche der Papst erheben möchte, zu begegnen, eine Synode der Kardinäle und Bischöfe zusammen zu berufen.*)

Diese Versammlung antwortete, daß das Konkordat ein gegenseitiger Vertrag sei, den der Papst nicht einseitig lösen könne. Sie setzte hinzu, daß die kanonische Bestätigung nicht willkürlich verweigert werden dürfe, daß der Papst gehalten sei, den durch den Monarchen ernannten Personen Bullen zu erteilen oder kanonische Gründe der Verweigerung anzugeben; daß die vom Papst in dem Schrei-

*) Diese Synode bestand aus den Kardinälen Jesh, Maury und Caselli, dem Erzbischofe von Tours und den Bischöfen von Nantes, Trier, Orléans und Verceil. Sie kam im November 1809 zusammen. Der Kaiser zog zur selben Zeit eine weltliche Kommission zu Rathe, zu der der Fürst Staatskanzler, der Kultusminister Portalis, die Staatsminister Regnaud und Treillard und ein

ben vom 26. August an Kardinal Caprara auseinandergesetzten Beweggründe nicht triftig seien; daß er sich über keine Aenderung in dem Kirchenwesen Frankreichs beklagen könne, und daß kein politisches Ereigniß auf die geistlichen Geschäfte Einfluß haben dürfe. „Die Religion lehrt uns“, sagt die Synode, „weltliche und geistliche Ordnung auseinanderzuhalten. Die Jurisdiktion, welche der Papst von Gottes Gnaden in der ganzen Kirche ausübt, ist eine rein geistliche; es ist jene allein, welche der Apostelfürst von Jesus Christus empfangen hat, welche er seinen Nachfolgern überliefern konnte. Die weltliche Macht ist für die Päpste nur ein ihrer eigentlichen Bestimmung fremder Zuwachs, sie ist menschliche Einrichtung, sie ist keinesweges in den Versprechen, welche Christus Petrus und seinen Nachfolgern erteilt hat, begriffen; sie kann, wie sie ihnen gegeben ist, ihnen durch Menschen und Ereignisse genommen werden. Als Rom von dem Heere Karls V. erstürmt und geplündert wurde, was würde man da von Klemens VII. gedacht haben, wenn er, um sich an jenem Kaiser zu rächen, erklärt hätte, er gebe die Sorge für alle Kirchen der österreichischen Monarchie auf? Und Pius VII., der so glorreich für die Wiederherstellung der katholischen Religion gekämpft, sollte sein eigenes Werk zerstören wollen?“

(Schluß des zweiten Abschnitts folgt.)

* Ein Wort zu seiner Zeit über das Gefängnißwesen.

Vom Rhein und Main.

Die Menschen sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer;
Die Zeiten werden immer,
Die Menschen werden schlimmer.

Wir sehnen uns und streben immer nach dem Besseren und Vollkommeneren, und all dieses Ringen bleibt ein vergebliches und beschränkt sich zuletzt nur auf einen frommen Wunsch. So sucht man nun durch das pensylvanische Straffsystem auf einmal die Verbrecher zu bessern und die überhandgenommenen Verbrechen, wenn auch nicht ganz zu verdrängen, doch zu vermindern. Dieses ist und bleibt eine schwere Aufgabe, welche nie gelöst werden wird, so sehr auch unsere bestehenden und geehrten Gefängnißvereine mit ihren „gebessert“ aus den Strafanstalten Entlassenen guter Meinung sind.

So nothwendig das Gefängnißwesen nicht nur in Deutschland, sondern in allen Staaten der Welt einmal einer Generalreform bedarf, so hat uns die Erfahrung, leider! nachgewiesen, daß die Besserung der Gefangenen weder durch das pensylvanische noch auburnische Straffsystem erreicht werden wird, wenn nicht die Staatsregierungen, nebst Bedachtnahme auf bessere Baueinrichtungen, zugleich die Hauptberücksichtigung in ihren Wahlen des anzustellenden Dienstpersonals damit verbinden; da die Beamtenstellen, durch alle Grade, in den Strafanstalten bei allen erteilten noch so strengen Instruktionen kaum halb, noch weniger ganz und vollständig kontrollirt zu werden vermögen; daher der Willkür, der Leidenschaften, Parteilichkeit, ja selbst dem Diebstahl und Betrug an Staat und Gefangenen freier Spielraum bleibt, welche auf die gehoffte Besserung der Gefangenen von sehr nachtheiligen, den Zweck verfehlenden Folgen sein muß. Gerade das pensylvanische Straffsystem ist für habgierige Beamten, welche gewissenlos sein wollen, eine gewünschte Einrichtung, indem durch dasselbe der Gefangene von dergleichen üblichen Handlungen in seiner einsamen Zelle nichts beobachten und erfahren, mithin kein Ankläger werden kann; und insbesondere, weil man den Gefangenen als politisch oder bürgerlich todt, bei allen rechtlichen Beschwerden kein Fidem zu schenken sich geneigt finden will. Berlasse man sich nicht auf die einseitigen,

Nichts sagenden Visitationen^{*)}; diese werden so nachlässig, einseitig, öfters so pflichtwidrig vollzogen, daß Einem die Haare zu Berge stehen, wenn man sie zu beobachten Gelegenheit hat. Da wird bloß der erste Beamte der Anstalt gefragt: Wie Alles stehe? — welches eben so mit einem „gut, sehr gut“ beantwortet wird; womit die Visitationsbehörde sich begnügt, ihre Diäten in die Tasche streicht und nicht der Mühe werth hält, in die Arbeits- und Schlafsäle der Anstalt zu treten und sich von dem wahren Zustande der Unglücklichen zu überzeugen, weil die Ausübung derselben nachtheilig auf die Gesundheit der Kommissionsmitglieder einwirken könne.

Klage man uns nicht der Feindschaft, des Hasses oder gar der Verleumdung an; alles Dieses ist geschehen, faktisch wahr, und was schon geschehen, kann noch mehrmals wahr werden. Zu Beamten einer Arrest- oder Strafanstalt, wie sie sein sollten, vom Hausknecht bis zum ersten Beamten, werden Menschen erfordert, die noch nicht geboren, oder deren es doch nur Wenige gibt, welche ihren schweren, sehr verhänglichen Posten nach allen Dienstverhältnissen makellos und genügend ausfüllen. Die Wahrheit hiervon liegt auf freier Hand; Alle, ohne Unterschied, gehören zur unbemittelten Volksklasse, — denn ein Reicher nimmt eine solche Stelle nicht an — sind auf ihren alleinigen Besoldungsbezug hingewiesen, der gewöhnlich so dürftig bemessen ist, daß besonders die Aufseher (Gefangenwärter) zu Unterschleifen ihre Zuflucht nehmen, indem sie, um ihre Familien nicht verkommen zu lassen, auf Abwege gerathen, die ihrer Instruktion, ihren Pflichten und ihrem Gewissen zuwiderlaufen.

Wir wollen nicht persönlich werden und uns nur hier mit allgemeinen Thatsachen begnügen, die unseren Vordersatz rechtfertigen und legitimiren werden. Im Jahre 1838, am 1. April, wurde der Staatsbehörde eines deutschen Staates eine umfassende, genaue und treue Darstellung über den Haushalt seiner Landes-Straf- und Besserungs-Anstalt vorgelegt, nach welcher faktische Betrügereien sämtlich angestellten Dienstpersonals nachgewiesen und aufgedeckt wurden. Nachgewiesen, wie zum Nachtheil des Staats und der Gefangenen die Unglücklichen durch schlechtes Brod, stinkendes Fleisch und Gemüse, besonders durch Sauerkraut, wo die Portion mehr Würmer als Fasern Kraut enthielt, an Gesundheit und Leben elendig dahinwürgen; nachgewiesen, wie durch unmenschliche körperliche Züchtigung^{**)} nur wegen des Tauchens von ungenießbarem Brod gegen stinkendes Fleisch, oder wegen gerechter Beschwerde gegen Beide, der Tod erfolgte; nachgewiesen, wie durch diese Behandlungen auf den Stand von 240 Köpfen in dem Zeitraum von 9 Monaten 52 den martervollsten Tod fanden, und 120 Köpfe temporär, ihres kranken Zustandes wegen, entlassen werden mußten, um die Sterblichkeit in der Strafanstalt nicht zu vermehren und die Aufmerksamkeit des Publikums nicht aufzuregen. Alle diese Unglücklichen überraschte der Tod, theils auf der Reise in ihre Heimath, theils in ihrer Heimath; nachgewiesen, wie die obern Beamten mit Vöcker und Speisewirth Staat und Gefangene betrogen, und wer vermag alle diese Bilder der Abscheulichkeit zu wiederholen, welche man ohne Entsetzen nicht niederschreiben vermag!

Noch ein anderes großes Uebel klebt den Arrest- und Strafhäusern an, welches bei den vielen Augen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung wegen da

*) Einige Worte zur Beurtheilung des Wahnsinns. Von Dr. Grass und Dr. Siegmayer. Darmstadt, 1844. Seite 55, Zeile 9, 10, 11, 12 und 13.

**) Aus Rücksicht übergehen wir die Beschreibung des, bei der Exekution angewandten Instrumentes, welches eine Dame, zur Schande der Welt und ihres Geschlechts, erfunden haben soll, sowie die Art und Weise unmenschlicher Vollziehung, die ferner der unglücklichen Regiments-Nachricht nachgibt, und die — trotz aller Nachweisungen — heute noch angewendet wird.

Der Verf.

sind, nicht im Geringsten beachtet wird und doch von so nachtheiligen und unberechenbaren Folgen begleitet ist, daß selbst durch dessen Bestehen jedes Vertrauen zu den Beamten der Arrest- und Strafanstalt mit Recht schwinden und als ein Verbrechen gegen Gott, den Staat und die Gefangenen betrachtet werden muß, indem hierdurch statt der zu erzielenden Besserung nur Verschlechterung Platz greifen muß. Ist der Beamte in Beachtung seiner Pflichten gegen Staat und Gefangene wirklich gewissenhaft, oder enthält sich aus Furcht vor Entdeckung der unerlaubten Handlungen, so verstehen die Frauen der Beamten Mittel und Wege zu finden, das Gewissen ihrer Eheherren aus seinen Schienen so planmäßig und richtig zu führen und mit Vorwürfen den gewissenhaften Gatten zu überhäufen, daß es unverantwortlich von seiner Seite sei, so schlecht für Frau und Kinder zu sorgen, wenn man beim Feuer sitze, so müsse man sich auch wärmen, ansonsten sei das Feuer ein unnützes Element etc., und so, soll der Hausfriede nicht in Hauskrieg ausarten, muß er sich zu Handlungen hingeben, die er zwar als Unrecht empfindet, aber doch ein Einkommen sichern, wodurch denn nicht mehr der Pflichten im Mindesten gedacht wird, indem ja sehr leicht eine Denunziation von Seiten der Gefangenen als unwahr erklärt werden kann, da er als Verbrecher kein Fidem genießt. Da er je Gelegenheit hatte, das Treiben, Kabalieren, Stehlen und Betrügen in diesen Mordhöhlen zu beobachten, der wird dieses gedrängte, aber treue Gemälde von schändlichem Verfahren nicht Lügen strafen wollen. Freilich wird man der Meinung sein, daß unter den vielen Unglücklichen doch Einer aufgetreten und Beschwerde geführt haben würde! — Dieses ist auch geschehen, aber — von welchen Folgen begleitet? — Der Unglückliche gab seinen Geist durch körperliche Züchtigung und Mißhandlung auf!! — Wir könnten dessen Namen, sein ganzes Protokoll anführen, aber — wir wollen, nach zwölf dahingeschwundenen Jahren die Todten ruhen lassen, und unser Versprechen halten, nicht persönlich zu werden, die Uebelthäter nicht auf's Neue der öffentlichen Meinung bloßstellen und sie dem jenseitigen Weltgerichte zur Bestrafung überlassen, sondern nur nachweisen, wie schwere Aufgabe es einer Staatsbehörde bleibt, rechtliche, der Hab- und Gewinnsucht fremde, bloß ihren Pflichten Gehör gebende und befolgende Beamte in ihren Wahlen zu treffen und sie zu kontrollieren.

Die Staatsbehörde des oben erwähnten Staats hat freilich Schritte gethan und einen großen Theil dieses strafbaren Unfugs abgestellt, aber — sie hätte mehr thun sollen, mehr thun müssen. — Seit dieser Zeit hat die Lage der Gefangenen, nur auf eine andere Methode, sich wieder erneuert, worüber wir näheren Nachweisen entgehen, wo alsdann eine umfassende, treue und virilistische Darstellung der Welt übergeben werden soll.

Man hatte zwar in Deutschland nur in wenigen Staaten das auburnische Strafsystem eingeführt, aber allerwärts hat man es germanisiren wollen, daran gemodelt und geklückt, und wie die Fickerei fertig war, so stand ein Uuding da. In den meisten Staaten bestand gar kein geregeltes System, als jenes der Hab- und Bereicherungssucht auf Kosten der Gefangenen und des Staats, und so ist es kein Wunder, wenn der zur Zuchthausstrafe Verurtheilte verschlechterter den Strafort verließ, als er ihn betreten.

Herr Dr. Julius hat zwar viele Verdienste für die Verbesserung des Gefängniswesens, indem er solches, wenn gleichwohl nicht der Erste, in Anregung brachte, hat auch eine große Anzahl statistischer und technischer Beschreibungen der verschiedenen von ihm besuchten Strafanstalten geliefert, die alle auf bloße Angabe dortiger Beamten und bestehender Instruktionen beruhen, und weiter — von erzielter Besserung — Nichts nachweisen. Wie er

nun auf einmal dem pensylvanischen Systeme huldigte, und das in seiner Prüfung so lange bewährt bestandene auburnische System bei Seite setzte, mag wohl das englische Mustergefängnis die Veranlassung sein, weil es englisch ist? und so scheint auch sogar hier der Hang zur ausländischen Mode sich hinzuneigen. Herr Dr. Julius hat zwar viele Lobredner, was uns selbst erfreulich ist; allein wir müssen hierbei doch bemerken, daß unter diesen sich Mancher befindet, der nur nachschwägt, indem uns unter diesen Männer erscheinen, welche nicht über die Grenzen ihres Vaterlandes gekommen sind, die sich nie um das Gefängniswesen bekümmerten, und also hiervon weder Kenntnisse noch hinlängliche Erfahrungen gesammelt haben; diese stimmen dann Alle — für die Absonderung der Gefangenen bei Tag und Nacht — die für ihre einzelne Einsperung durch die Besuche der Anstaltsbeamten, des Geistlichen etc. eine Entschädigung finden sollen. — Glaube man das ja nicht, denn es ist schrecklicher Irrthum, und liefert den Beweis, daß sie keine Menschenkenntnis, keine richtige Ansicht von dem Zustande der Gefangenen weghaben. Solche häufige Besuche mögen wohl in den ersten Tagen genügen, aber nach acht Tagen werden solche Besuche lästig, und der Gefangene wünscht eher allein und ohne Besuch zu bleiben, da es ohnedies schon in dem menschlichen Charakter liegt, seinen begangenen Fehler, für welchen er büßt, nicht so oft aufgewärmt und vorgerupft zu hören. Es ist natürlich, jeder der Besucher will auf seine Besserung, durch Warnungen, Lehren und Beispiele einwirken; und so hat man sich nach acht oder zehn Besuchen ausgeschwagt und ausgepredigt. Entweder werden nun alle folgende Besuche mit bereits gehaltenen Reden erneuert, oder es gibt stumme Besuche, die bloß sich auf „guten Morgen“ und das einander Anschauen beschränken; dieses ist nicht erfreulich. Doch, wird auch dieses ausländische System in Deutschland eingeführt, so brauchen sich die Gefangenen nicht vor überhäufteten Besuchen ihrer Beamten zu fürchten, denn unsere Beamten lieben die Gemächlichkeit, und begeben sich nicht so oft in ihre Höhlen, die ihnen einen übeln Geruch entgegendampfen.

Dem auburnischen System machte man erst kürzlich in einem öffentlichen Blatte die Nachrede, es erfordere zuviel Beamten zur vollständigen Ueberwachung, welche durch das pensylvanische erspart würden. Wohl, der Staat, dem einige Tausend Gulden Ersparnisse mehr werth erscheinen, als die Erhaltung und wahre Besserung unglücklich Gefangener, an deren Schicksal der Staatsorganismus oft selbst die größte Schuld trägt, die er durch dieses System zum Heucheln oder Wahnsinn treibt, wie die traurige Erfahrung, wo solches eingeführt ist, nachgewiesen, der mag solches einführen; allein er wird der Welt und dem Allmächtigen verantwortlich bleiben.

Das auburnische Straf- und Besserungssystem hat, wie es eigentlich gehandhabt werden soll, viele Vorzüge vor jenem amerikanischen. Die Gefangenen arbeiten klassifizirt gemeinschaftlich in Arbeitsstätten, die durch einen Aufseher und einen Werkmeister den ganzen Tag über beaufsichtigt werden, unter Beobachtung des Nichtsprechens untereinander; des Nachts schläft Jeder allein in seiner Zelle. Durch die den Gefangenen überwiesene Beschäftigung finden sie so viele Gelegenheit, den Tag über mit diesen Beamten zu sprechen, welches weit erfreulicher den Gefangenen sein wird, als die vielen Nichts sagenden Besuche im einsamen Kerker. — Der Einwand, daß sie sich hier einander kennen lernen, durch Zeichen einander verkändigen würden, um, nach erstandener Strafe, ihre Vergehen auf's Neue fortzusetzen, ist eine aus der Luft gegriffene Voraussetzung, welche sich auf Nichts basiert. Verliebe man nur die Strafanstalt in Mannheim zu betrachten, welche zwar auch Mängel hat; dort findet man die Gefangenen, klassifizirt, in drei Ar-

beitsstufen den Tag über gemeinschaftlich arbeiten, unter Beobachtung strengen Schweigens und Ueberwachung durch einen Aufseher und einen Werkmeister in jedem Arbeitsstunde den ganzen Tag; des Nachts aber schlafen sie gemeinschaftlich, was nicht sein sollte, ob zwar sie auch hier des Nachts einen Aufseher von Außen zur Aufsicht haben. Nur ist es herzerreißend, wenn man diese Unglücklichen in ihrer Hauskleidung überblickt! — wie sie, wie die Gespenster, an ihrer Arbeit sitzen, entsetzt und verkümmert solche verrichten!

Dem wichtigen Einwand zu begegnen, daß die Gefangenen sich bei gemeinschaftlicher Arbeit kennen zu lernen Gelegenheit hätten, dürfte wohl durch Einführung von Nummern beseitigt werden können, und zwar auf folgende Art. — Schon in den Arrest- und Untersuchungshäusern müßte hierzu der Grund gelegt werden, daß daselbst jeder in Unterstuhung sich Befindliche allein einen Kerker bewohne; mit Erhaltung seines Urtheils auch allein und nie in Gesellschaft mehrerer Gefangenen nach dem Straforte gebracht werde. Bei Ankunft in der Anstalt wird sein ganzes National in das Gefangenenbuch mit laufender Nummer durch den ersten Beamten der Anstalt eingetragen, welche (laufende Nummer) während seiner ganzen Gefangenschaft seinen Namen bildet. — Er heißt von nun an weder Hans noch Kunz. — Schon durch die Aufnahme des Nationals ist der Beamte in den Stand gesetzt, sich zu überzeugen, ob der Neuankommene aus seinem Geburts- oder Wohnorte Bekannte in der Anstalt bereits findet, wornach also der Ankömmling untergebracht werden muß, damit solche nicht in einem Saale zusammentreffen. Nach denen ihm gegebenen Ermahnungs- und Verhaltensregeln übergibt ihm der Beamte ein gelbes oder weißes Blechzeichen, welches die Nummer des Gefangenenbuchs deutlich enthalten und von ihm auf der Brust getragen werden muß, um nie mehr seine Nummer, nunmehr seinen Namen, zu vergeffen. Ihm muß nun begreiflich gemacht werden, daß diese Nummer seinen Namen während seines ganzen Aufenthaltes bilde und ihm nur mit dieser Nummer gerufen werde, worauf er zu gehorchen habe. Nur der erste Beamte, der Arzt und der Geistliche kennen seinen wahren Namen und Verhältnisse, alle andere Beamten und Gefangenwärter dürfen weder Namen noch Wohnort oder sonstige Verhältnisse des Gefangenen kennen lernen, und nur dessen Nummer bildet ihre Richtschnur, wodurch die heimliche Korrespondenz dieser Unterbeamten mit den Familien der Gefangenen und so mancher bei anderer Einrichtung statthabende Mißbrauch, Diebstahl und Betrug beseitigt wird.

Aber nun entsteht die Frage: Wird der Zweck der Besserung erreicht, wenn neue, zweckmäßige, mit einzelnen Schlaf- und Tagzellen eingerichtete Bauten entstehen? — Wir haben Ursache, solches zu verneinen. — Die Gefangenen zerfallen in ihren Verbrechen und Charakteren in drei Klassen. Der erste und größte Theil derselben gehört dem jugendlichen, unüberlegten Leichtsinne, der Andere dem Mangel und der Noth, und der letzte und kleinere Theil der Gewohnheit an. Der wenigste Theil unter diesen findet sein Auskommen zu Haus. Nun aber kommen sie Alle aus dem Zuchthaus, wohin man in vergangenen Zeiten nur die größten und gefährlichsten Verbrecher einsperrte, und wohin der größere Theil dieser Unglücklichen gar nicht hätte hingebraucht werden sollen. Der alte Abscheu gegen die Auszügler aus solchen Häusern klebt noch zu sehr in der Meinung des Volks; dieses sei reich oder arm, verständig oder unverständig — kurz, sie erscheinen als Fremdlinge in ihrer Heimath. Niemand will sie beschäftigen, noch weniger in Dienst nehmen. Essen, trinken, kurz leben wollen sie, gekleidet wollen und müssen sie auch sein; was sollen diese Unglücklichen nun beginnen, um nicht wieder der Nemesis anheimzufallen? Daher bleibt hierin die größte Aufgabe für die Staatsregierungen und

die bestehenden Gefängnisvereine, den Entlassenen einen Erwerb zu schaffen, jedoch nicht in den von verschiedenen Seiten projektirten Arbeitshäusern, wo die Menschen nur noch verschlechterter werden. Daher müßten schon von Seiten der Staatsregierungen in Verbindung mit den bestehenden Gefängnisvereinen, monatlich — jedoch nie auf einen bestimmten Tag — die Strafanstalten, und zwar nie in Begleitung der Anstaltsbeamten, besucht, und Jeder anzeln in einem besonders dazu hergerichteten Zimmer über die Behandlung, Kost und Brod, und endlich auch befragt werden, was er nach seiner Entlassung zu seinem Erwerb wählen wolle; ob er Mittel besitze, oder ob er Anverwandte habe, die für sein Fortkommen sorgen könnten und würden? Hierdurch werden sie in den Stand gesetzt, ihre Maßnahme zur Unterbringung des Einen oder Andern nehmen zu können. Ueber diese Besuche und ihren Zweck dürfte ein Protokoll aufgenommen werden, welches jedoch nie den Anstaltsbeamten mitgetheilt werden darf. Die erforderliche Aufklärung der Anstaltsbeamten von jedem Einzelnen über dessen Fleiß, ruhiges Betragen, Vorschläge zur Unterbringung und Unterstützung der Bedürftigen muß ebenfalls jeden Monat auf einen unabänderlichen Tag schriftlich eingereicht werden, so über Jene, welche solche nicht bedürfen, woraus alsdann nach erfolgtem Vergleich beider Aktenstücke nicht nur eine gehörige Rücksicht, sondern zugleich auch die parteiischen oder unparteischen Ansichten der Sachlage und der Personen (Gefangenen) sich ergeben wird. Anbei müßte die größte Berücksichtigung hinsichtlich der Unterbringung der Entlassenen eintreten, so zwar, daß diese Entlassenen in Gegenden untergebracht würden, wo ihr Vergehen nicht bekannt, wo ihnen wegen ihrer erlittenen Strafe kein Vorwurf gemacht werden kann, weil hierdurch deren noch gute Seite, das Schamgefühl verletzt und leicht Veranlassung zum Rückfall gegeben werden könne. Um dieses zu realisiren und sie nach ihren Verhältnissen, körperlichen Konstitutionen, Kenntnissen und Fähigkeiten unterzubringen, müssen sich die Staatsregierungen und deren Gefängnisvereine miteinander verständigen und einen förmlichen Vertrag abschließen, nach welchem gegenseitig die aus ihren Strafanstalten Entlassenen gehörigen Schutz von den Staatsbehörden, sowie thätige Theilnahme der Gefängnisvereine garantiert und sichergestellt werden müßten. Nach diesem hätten die Gefängnisvereine die statutenmäßige Verpflichtung, für die ihnen von dem andern Gefängnisvereine zugewiesenen Entlassenen ein Unterkommen zu beschaffen, über ihr Betragen, Fleiß und moralisches Betragen, ein wachsames Auge zu haben, und durch edle Aufmunterung wird es gewiß gelingen, aus dem Gefallenen einen guten Menschen zu bilden. Möge dieser unser Vorschlag, sowie die Einführung des auburnischen Strafsystems nach seiner ganzen Strenge in Wirksamkeit treten, so wird die Folge darthun, daß durch dieselben mehr Gebesserte und weniger Rückfällige sich ergeben werden, als bei dem neuen amerikanischen System, das man mit Menschenopfer erst zu prüfen beabsichtigt.

Was nun die Versammlung beim Gottesdienst betrifft, so dürfte die Kirche wohl so eingerichtet werden, daß bei Einführung zur Anhörung und Abführung des Gottesdienstes Keiner den Andern zu sehen, mithin zu erkennen Gelegenheit findet. Der von Herrn Dr. Julius nach dem von ihm so sehr gerühmten englischen Mustergefängnis in Vorschlag gebrachte Plan, wo der Gefangene aus seiner Zelle den Geistlichen am Altare sieht, scheint nicht zweckmäßig, weil hierdurch das Heilige, das Feierliche verloren geht, nämlich der gemeinsame Gesang, der die Andacht erhebt und auf das Gemüth und die Seele einen mächtigen und wesentlichen Einfluß übt, welches im Moment öfters mehr zur Besserung mitwirkt, als alle einzelnen Einsperungen, mündlichen Rathgebungen, Predigten und Warnungen.

Zum Schluß.

Wie harmoniren in unserer Zeit Prügel und zweifarbige Kleidung in den Strafanstalten zu dem vorgesteckten Ziel und Zweck der Besserung der Gefangenen, wenn man sie durch solche, die Menschheit empörende und entehrende Behandlung auf der andern Seite gleichsam an Schande gewöhnt? — Welch Widerspruch!!! — v. Th. b.

Georg Friedrich König.

Die Kölner Ztg. schreibt vom Harze, 21. August: In mehreren Blättern war jüngst wieder von Dr. Georg Friedrich König in Osterode die Rede. Man hat zu Unterzeichnungen für das geschichtliche Werk aufgefordert, welches dieser vielgeprüfte Mann herausgibt. Diese zarte und schonende Weise, ihm auf eine würdige Art Unterstützung angedeihen zu lassen, spricht die bürgerlichen Bewohner unseres Gebirges an. König ist, da die Praxis als Anwalt ihm genommen wurde, auf den Ertrag literarischer Arbeiten angewiesen. Vor fünf Jahren kehrte er aus einer neunjährigen Haft zurück in seine Vaterstadt. Seine Gattin hatte der Gram verzehrt. Sie war ein Opfer der Feinde ihres Mannes geworden, nicht der politischen, sondern gewisser Aenderer, deren Handlungsweise der schlichte und unumwundene König der Deffentlichkeit enthüllt hatte. Man verzieh es der Frau nicht, daß der Mann gegen die Tortur in Hannover, über den Nothstand der Landleute und von der Leibeigenschaft geschrieben hatte. Sie blieb hilflos und die Kinder schmachteten. König durfte früher im Gefängnisse lesen und schreiben; 1837 aber, als in Hannover so manche Dinge einen Umschwung bekamen, wurde er zum einsamen Gefängnisse gezwungen, wenn er auch nicht gerichtlich dazu verurtheilt worden war. In Osterode, der reichen Fabrikstadt, blieb die geachtete Familie ohne Unterstützung; nach so manchen Vorfällen wagte es Niemand, zu einer solchen sich zu verstehen. Als endlich Dr. Freudentheil in Stade durch Abdruck eines Briefes, welchen König aus seiner Haft in Emden an ihn geschrieben, die Lage desselben öffentlich bekannt machte, kam aus vielen deutschen Landen Unterstützung; nur nicht aus Oesterreich, Brandenburg, Baiern und den beiden Mecklenburg, dagegen aber aus Baltimore, Newjork und Philadelphia. Hildesheim, Grubenhagen, das Göttingensche, mit Ausnahme von Münden und Osterode, schienen König vergessen zu haben. Was an Unterstützungen einlief, das verwandte derselbe lediglich auf die Erziehung seiner drei Kinder. Der älteste Sohn ist nun versorgt; der zweite hat sich der Arzneiwissenschaft, der dritte der Kaufmannschaft gewidmet. König äußert sich in einem Briefe an einen Freund unter Anderem: „Meine Praxis als Advokat ist mir genommen, und der deutsche politische Styl, wie ihn die heutige Zensur verlangt, will einem Veteranen von 13 u. 14 nicht in den Kopf, noch weniger in's Herz. Darob und weil ich für diese Gegenwart nicht passe, kann ich als Schriftsteller wenig verdienen.“ Die Lage, in welcher sich König in seiner Haft zu Celle und Emden befunden hat, ist nur ganz im Allgemeinen, nicht im Besondern und Einzelnen bekannt. König äußert sich darüber aus für jetzt gewichtigen Gründen nur gegen alte Freunde. Da König mit Geist schreibt, und seine früheren Schriften, z. B. die über das Königthum und die Repräsentation und über politische und bürgerliche Reformen, Theilnahme in weiteren Kreisen fanden, so ist wohl anzunehmen, daß auch seinem geschichtlichen Werke diese Theilnahme zugewandt werde.

*Zur Geschichte der Verlegung des Briefgeheimnisses.

In Kassel wurde im Anfang des Jahres 1791 der Bibliothekar des Landgrafen, Ruhn, vom Minister im Gehalte plötzlich heruntergesetzt und

ihm eröffnet, daß er nach Marburg an die Universität versetzt werden sollte. Ruhn beschwerte sich dagegen in einer schriftlichen Eingabe beim Landgrafen; dieser läßt ihn zur Audienz berufen und eröffnet ihm, er hätte sich noch Glück zu wünschen, daß er nicht eine andere Art gewählt habe, ihn aus der Residenz zu entfernen; er hätte ihn eben so gut auf die Zitadelle schicken können. Ruhn macht die Bemerkung, daß er sich keiner Schuld bewußt sei. Vergeblich; der Landgraf gibt ihm die hinreichende Erklärung des Vorfalles: er habe überall die französische Konstitution gelobt, Mirabeau, den schändlichen Mirabeau, als einen großen Kopf, ja als den größten Kopf in Europa gepriesen. Aber Privatunterhaltungen . . . erwiedert Ruhn. Zur Antwort zieht der Landgraf einen Brief aus der Tasche, der von Mauvillon in Braunschweig an Ruhn gerichtet war und den man auf der Post erbrochen und zurückgehalten hatte. Jetzt hielt es Ruhn für besser, zurückzutreten; er floh heimlich nach Göttingen und kam später nach Berlin, wo er noch eine Anstellung fand.

In Mauvillon's Briefe hatte noch ein anderer an H. v. Knoblauch, Justizrath in Dillenburg, gelegen. Der Landgraf schickte die Kopieen beider Briefe an die Höfe in Braunschweig und Dillenburg. Mauvillon, fordert er, soll abgesetzt und Knoblauch gefragt werden, ob die Meinungen seines Korrespondenten auch die seinigen seien; beide Höfe gingen aber auf die Forderung nicht ein, und Knoblauch beschwerte sich nachher im deutschen Merkur über die Verlegung des Briefgeheimnisses. B. W.

Die schlesische Leinwand.

Saarbrücken, 29. Aug. Die aus Hirschberg hier eingetroffene erste größere Zusendung bestellter Leinenwaaren, im Gesamtwerthe von beiläufig 700 Thalern, erwirbt sich den Beifall eines jeden Beschauers. In glatten Leinen sind dabei Stücke von 8 und 10 bis zu 70 Thlr., in Atlas, Damast und Gebild Tafelgedecke von 3 bis 50 Thaler, Handtucher-Duzende zu 3 bis 6 und 10 Thlr., weißes Leinenband, sowie bunte baumwollene Bänder zu 1½ bis 10 Sgr. für 30 Ellen, Zwirn in verschiedenen Sorten, das Loth zu 1 Sgr. u. A. m. Die Unkosten von Schlesien bis hierin haben für jedes Pfund nicht mehr als 12½ Pfennige betragen, für ein gewöhnliches Stück Leinwand von 60 Ellen also etwa 8—10 Sgr. Es ist höchst erfreulich, daß sämtliche Waaren, zu deren Bestellung und Vorausbezahlung sich wohlwollende Menschenfreunde seit dem Märzmonate entschlossen haben, den Erwartungen der Abnehmer so vollkommen entsprechen; nachgerade ist es außer Zweifel gestellt, daß die schlesischen Fabriate ungeachtet der großen Entfernung mit allen übrigen Leinenwaaren jeder Konkurrenz gewachsen sind. Die bisher gemachten Versuche sind so glücklich ausgefallen, daß dieselben auch zu ferneren Bezügen Mut und Anlaß geben werden. Wie sehr aber eine fortgesetzte Beschäftigung und Unterhaltung der verarmten Linnenarbeiter in Schlesien Noth thue, läßt sich unschwer erkennen, wenn man auf den ungünstigen Sommer zurückblickt, dessen anhaltendes Regenwetter mühsames Bleichen, Krankheiten, Missernten und Elend aller Art herbeigeführt hat; mit bekümmertem Herzen geht die große Anzahl der Weber dem nahenden Winter entgegen. Im gläser Gebirge, beispielsweise, haben am 1. und 2. Juni aus dem vorigen Winter noch bedeutende Schneeflächen gelegen; um das Ende Juli stellten sich schon wieder heftige Schneefälle ein, so daß die eigentliche Sommerzeit dort auf etwa sechs Wochen beschränkt war. Aus diesen betäubenden Verhältnissen gibt es, neben dem Eifer Einzelner, augenblicklich durch Aufträge und Geldmittel zu helfen, hauptsächlich eine trostreiche Aussicht, auf welche aller Nothleidenden Blicke gerichtet sind, die im Mittelpunkt des Elendes ausgesprochene königliche Verheißung: „Den Webern soll und muß geholfen werden.“ (K. Z.)

† Denkmal deutschen Sinnes aus älterer Zeit.

Wohl ist das siebenzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Schmach für Deutschland gewesen, indem es, in sich zerrissen und zerspalten, seinem mächtigen Gegner Frankreich seine Grenzen offen darbot, von ihm sich bekriegen und berauben ließ; jedoch gab es auch in jener traurigen Zeit patriotische Männer, welche treu an Kaiser und Reich fest hielten und den Lockungen sowohl, wie Drohungen Ludwigs XIV. widerstanden. Zu diesen Männern gehört Karl Kaspar von der Leyen, Erzbischof und Kurfürst von Trier, dessen patriotischer Sinn sich in dem folgenden Gedichte ausdrückt, welches wir lateinisch aus Febronius Chronicon Trevirense und in deutscher Uebersetzung hier mittheilen:

Carolus Casparus A Petra,

Archiepiscopus, Elector Trevirensis,

Ad Ludovicum XIV.

Sum Petra, non moveor, stabili domus Austria nexu
Me ligat; incassum dulcia, galle! canis.
Sum Petra, Petrino non crescunt lilia solo,
In petris aquilae nidificare solent.
Deserat Austriacum Germania tota monarcham,
Carolus Austriacae spes erit una domus.
Ferre non frangunt, non flectunt aurea petram;
Caesaris illa fuit, Caesaris illa manet.
Obruat, invertat, disturbet et omnia vertat,
Petra manet fixo, quo fuit ante, solo.
Nulla salus Gallo, per Gallum perdimur omnes;
Sub Gallo nullus vivere Teuto potest.
Libertas Germana iugum perferre recusat,
Sed nisi praevenias, Teuto, vasallus eris.
Vera loquor, sed quis credat? audacior ullo
Quae mala iam perfert, haec sibi Teuto parat.
Quod si coniunctis Alemannia viribus hostem
Impeteret, dudum Gallia nulla foret.
Nunc quia divisus fuit in contraria votis,
Teuto suam proprio provocat ense necem.
Ecce Ratisbonni quod consultatur ab annis,
Haec consultandi quis, rogo, finis erit?
Est consultandi modus optimus, ensibus uli.
Consilium veterum quod fuit? ensis erat.
Quomodo Quinte tuas auxisti Carole palmas?
Consilium Augusti semper in ense fuit.
Heus Leopoldo tuam tandem quoque stringe machaeram,
Non est consiliis, cum domus ardet, opus.
Ecce per Imperium iam dudum flamma vagatur
Gallica, quid longas neclimus ergo moras?
Frustra consultitur, cum consultando peritur:
Si qua spes nobis restat, in ense latet.
Nostra facit tumidum languens vecordia Gallum,
Ut quaecumque iubet mox quoque facta velit.
Germani Proceres quantum distamus ab illis,
Qui fuimus quondam? vae! meminisse pudet.
Invicti fuimus, Gallis Gotisque timendi;
Fabula iam mundi ludibriumque sumus.
Vendita libertas, distracta potentia, Caesar
Pauca potest, veteris vix manet umbra status.
Ridet adhuc Gallus, quid mirum? Gallia palmas
Nobilis nunquam tempus habere potest.
Quo virtus Germana? fides quo prisca recessit?
Ergo ne qui spernat lilia solus ero?
Fidus ero, dum vivus ero, mihi lilia foetent;
Tu, Leopoldo! mei gloria cordis eris.
Pro Leopoldina vivam moriarque salute;
Nil Ludovice tuas aestimo Galle minas.
Expugna Treviros, villasque domosque pagosque
Destruere, non moveor, non ero, Galle! tuus.
Exul ad Austriacas malo divertere terras,
Quam subisse tuum, subdole Galle! iugum.
Galle potes patriam, potes eripuisse Mosellam,
Fac ea, quae praeceps ira furorque iubent.
Omnia despicio nec me iactura bonorum
Nec movet in nostram stricta machaera necem.
Sum meus imperii liber sub caesare princeps;
Quis sit alterius, qui suus esse potest?
Si peream, Germanorum torpore peribo,
Praevenisse sua quos decuisset ope.
Si peream, pereat mea patria, malo perire
Omnia, quam domino perfidus esse meo.
Mens mea sincera est, et Caesaris ardet amore;
In me nil minimi Gallia inris habet.
Caetera committo superis, qui quando pulantur
Omnia iam prorsus perdita saepe iuvant.

**Karl Kaspar von der Leyen,*)
Erzbischof und Churfürst von Trier,****Ludwig den Vierzehnten,**

(als dieser ihn zum Anschließen an Frankreich aufforderte).

Petra, Felsmann, bin ich genannt, unlösbare Bande
Knüpfen an Oestreich mich; Hahn, du bethörst mich nie.
Ich bin ein Fels, auf Felsen gedeihen nicht farblose Lilien,
Stolz auf felsiger Höh' thronet und horstet der Aar.
Wird ganz Deutschland auch treulos dem Beherrscher von Oestreich,
Oestreich's einziger Trost bleibet der Karl von Fels.
Eisen erschüttert ihn nicht, noch beugen ihn goldene Gaben,
Eigen dem Kaiser der Fels war und wird immer er sein.
Mag es auch toben und wirbeln und Alles in Graus sich verkehren,
Grundfest bleibet der Fels, wo er von Anfang geweiht.
Heil bringt nimmer der Hahn, nur Elend und eitel Verderben,
Unter des Galliers Joch beuget der Deutsche sich nie.
Nimmer verträgt vom Fremden Gewalt germanische Freiheit;
Doch, Teutone, hab' Acht, willst du nicht werden Vasall.
Wahrheit spricht mein Mund, doch glaubt Niemand mir; der Deutsche
Schreitet auf heillosen Pfad fest und verblendet voran.
Wenn Alemannien mit vereiniger Macht den Erbfeind
Muthig bekriegt, schon längst wäre kein Gallien mehr.
Jetzt wo vielerlei Wünsche verschiedenes Streben erzeugen,
Sendet des Deutschen Geschoß Tod in germanische Reih'n.
Pflügen sie schon seit Jahren zu Regensburg der Verathung,
Sieht man noch immer nicht ein jener Verathungen Ziel.
Eine vollkommene Weise zu rechten erscheint mir der Flamberg.
Mangelte schlichtender Rath, griffen die Ahnen zum Schwert.
Karl, du der Fünfte des Namens, warum doch gebiehest du Vorbeeren?
Weil du der Schneide Gewalt männlich vertrauest dein Heil.
Auf, Leopold, umgürte das Schwert, und zück' es nun endlich.
Rathen ist nicht an der Zeit, lodert in Flammen das Haus.
Und schon längst durchlodert das Reich die gallische Flamme;
Dämpfen wir ohne Verzug ihre verheerende Wuth!
Eitel erscheint Rath pflügen, wenn Jögern Verderben und Tod bringt;
Bleibet noch Hoffnung uns, lieget im Schwerte sie nur.
Stolz aufpreizt sich der Hahn ob unsrer unsinnigen Trägheit;
Will, was geboten er hat, gleich auch vollendet erschau'n.
Ach, wir Deutsche, wie weit stehen wir vom erhabenen Standpunkt,
Welchen vordem wir erreicht! Schon die Erinnerung schmerzt.
Furchtbar standen wir da gegenüber den Gothen und Galliern!
Spiel und Spott für die Welt — weiter sind wir nun Nichts.
Freiheit?! — schändlich verkauft; Reichsmacht?! — zersplittert; der Kaiser —
Wenig vermag er; vom Reich — kaum ist der Schatten noch da.
Hohn lacht Gallia jetzt; was Wunder? es rannte der Vorbeer.
Fester und üppiger nie ihr um die blendende Stirn.
Altgermanische Kraft und Treue, wo seid ihr zu finden?
Sollt' ich der Einzige sein, welcher die Lilien haßt?
Trenn will ich bleiben, so lang ich nur athme, mich eckeln die Lilien;
Dir allein, Leopold, zolle ich Liebe und Preis.
Leben und Blut, dir gehört, dir bring' ich es gerne zum Opfer.
Doch Ludwig, dein Drohn, kummert mich Furchtlosen nicht.
Nimm der Trevirer Land, zerstör' ihre Flecken und Städte,
Mich übermanneft du nie, nie werd' ich, Gallier, dein.
Lieber will ich mich wenden nach Oestreich's reichen Gefilden,
Als dein schmählisches Joch dulden, du listiger Hahn.
Magst das Vaterland du mir entreißen, die Moselgestade,
Handele wie dir der Jörn, wie Kaiser es gebent;
Alles veracht' ich; ich opfere Alles, auch blizende Schwerter,
Lehrend nach unserm Tod, bringen zum Wanken mich nicht.
Frei unter Kaiser und Reich bin ich mein eigner Gebieter;
Wer wünscht Fremdherrschaft, ist er sein eigen und frei?
Geh' ich zu Grunde, so trägt die Schuld germanische Trägheit;
Besser für Deutschlands Heil wäre es, zu hindern den Sturz.
Geh' ich auch selbst zu Grunde und geht das Vaterland unter,
Bleib' ich dem Kaiser doch treu, bleib' ich dem Eidschwur treu!
Bin aufrichtigen Herzens und liebe den Kaiser vor Allen,
Gallien hat kein Recht, nicht das kleinste, an mir.
Doch euch Himmlichen geb' ich mich hin; ihr erscheinet uns oftmals
Helfende Retter, wenn wir Alles verloren geglaubt.

*) Das Geschlecht der von der Leyen ist vielleicht in Deutschland das einzige, was im Lateinischen einen ganz andern Namen führte, von der Leyen heißt nämlich im Lateinischen a Petra und es soll dasselbe von einem vornehmen römischen Ritterfamilie abstammen, die schon unter dem Kaiser Claudius 47 Jahre nach Christi Geburt in Rom blühte. Erste Zeit des großen geographischen Verfalls Basel 1717, siehe Tacitus Annalen.
IX, 4. — ferner seine Geschichte des Kaisers Augustus. Die Mannespersonen hießen Petreus, die Frauenzimmer Petrea.
*) In den Kriegen, welche Leopold der Erste, bei seinen Besuchen der Große genannt, gegen Ludwig XIV. führte, hielten mehrere deutsche Fürsten, unter andern der Churfürst von Köln, zu Frankreich, und dieser Herrschaften sind hauptsächlich die für Deutschland nachtheiligen Resultate der drei ersten Reichskriege gegen Ludwig XIV. beizumessen.

Erzählungen einer alten Wäscherin.

Ich bin eine alte Frau. Mein Haar ist schon seit mehr denn zehn Jahren ergraut, mein Gesicht mit tiefen Runzeln gefurcht. Die schlimmen Feinde des Menschen in höhern Jahren, Sicht und Gliederreißen, haben sich auch schon bei mir gemeldet. Dagegen hat mir der gütige Herrgott für einige Uebel, die er mir geschickt, ein anderes, fast eben so schweres genommen: das böse Zahnweh, das mich dreißig lange Jahre tüchtig geplagt, mir manchen schlimmen Tag, manche schlaflose Nacht verursachte, ist — zugleich mit meinem letzten wackligen Zahne — für immer verschwunden. Freilich hat der Verlust meiner Zähne meine Schönheit eben nicht sehr erhöht; denn mein Mund ist dadurch ungewöhnlich eingefallen, mein Kinn fast noch einmal so lang geworden. Einige junge Herren von Stande, die in meiner Nachbarschaft wohnen, spotten meiner sogar deshalb, und deutlich hörte ich es neulich, wie Einer derselben dem Andern lachend zuraunte: „Sieh da, Herr Bruder, das Urbild einer alten zahnlösen Hure!“ Ich muß aufrichtig gestehen, diese Worte verschreckten mich ein Wenig; denn ich bilde mir ein, vor vierzig Jahren ein sauberes junges Mädchen gewesen zu sein. Sollte denn die Veränderung gar so auffallend sein? Ich ging verdrießlich nach Hause. An der Thür aber empfingen mich meine Enkel, zwei blühende Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren und drei muntere Buben, noch im Kindesalter. Sie fielen mir um den Hals, setzten mir einen Kranz von frischen Kornblumen auf, umwandten mich Leib und Arme mit Blumenguirlanden, hesteten die frischen, rosigen Lippen auf meine vergelte Wange, auf meinen zahnlösen Mund, hertzten und drückten mich, riefen im Chor: „Großmütterchen, wir gratuliren Dir zu Deinem dreihundertsten Geburtstag!“ Dann führten sie mich jubelnd in die kleine mit frischem Grün aufgeputzte Stube. Dort fand ich meinen Schwiegersohn und meine Tochter, die mich gleichfalls liebkosten und mir Glück wünschten. Eine neue schneeweiße Battisthaube lag als Geschenk für mich auf dem Tische. Die munteren Dirnen puzten mich schnell damit, drückten den Kranz wieder darauf, zogen mich dann zum Spiegel und riefen: „Guck hinein, Großmütterchen, wie schön Du noch bist!“ Da gedachte ich der beiden vornehmen Herren, die mich mit einer Hure verglichen, und sprach leise: „Dankt Ihr Euerm Herrgott, junge Laffen, wenn Euch in Euerm Alter einmal solche holde Wesen preisen, wie mich umgeben. Die wissen besser, was schön oder häßlich ist, als Ihr.“

Ich verlebte einen der fröhlichsten Tage meines ganzen Lebens. Mein Schwiegersohn, ein Tischler seines Gewerbes, sonst ein fleißiger Mann, hatte für diesen Tag die Arbeit gänzlich eingestellt. Es sollte mir zu Ehren ein Festtag werden. Mittags wurde fast fürstlich gefastet bei uns. Es gab drei Gerichte, Suppe, Gemüse und Fleisch und hinterher Braten. Dazu wurde ein Fläschchen leichter Wein getrunken. Wir waren sehr glücklich mit einander. Nachmittags schenkte die große, blankgeschuerte zinnerne Kaffeekanne, mein Lieblingsgetränk — wie das fast aller alten Frauen — in reichem Maße. Dazu gab's Zucker, der sonst auf unserm Tische fehlt — und einen großen, köstlich gebackenen, mit dicken Rosinen durchmengten Ringel, Alles mir zur Freude. Mit großer Bönne schlürfte ich den süßen würzigen und glücklicher im Kreise meiner guten Kinder und Enkel. Ja, ja, nicht allein die Sonne des Frühlings spendet warme beglückende Strahlen, auch die Sonne des Spätherbstes schafft noch heitere liebe Tage. Ebenso ist es mit den Lebenstagen der Menschen. Hat die blühende Jugend Freuden der Eröffnung, so hat das Alter Freuden der Erinnerung; verschönt und erhebt jene die Liebe, welche die Geschlechter mit einander verbindet, so hat das leßtere Kindes- und Enkeliebe, die ebenso rein, ebenso heilig und gewöhnlich noch ungetrübter ist.

Freilich spreche ich nur von den alten Männern und Frauen, welche den heiligen Zweck, zu dem Gott sie bestimmte, nicht verfehlten und sich einen Familienkreis gegründet haben, die wie ich von lieben frommen Kindern und Enkeln umgeben sind. Sie genießen schon auf Erden einen Vorgesmack der ewigen Seligkeit im Himmel. Von jenen bedauernd, Hagestolzen und alte Jungfern nennt. Für sie blühet die Blume des wahren Glücks nicht; denn sie stehen einsam und ungeliebt auf der schönen Welt, wie einzelne verdorrte Bäume ohne Blätter und Früchte inmitten eines großen herrlichen Obstgartens, der mit tausend reichbegabten Bäumen prangt. Wehe ihnen, wenn sie durch eigene Schuld so vereinzelt dastehen; tiefes Bedauern ihnen, wenn hartherzige Menschen oder ungünstige Schicksale sie gezwungen haben, ungeliebt zu Grabe zu gehen.

Es kam der Abend heran. Meine liebe Tochter hatte auch für ein zweites Festmahl gesorgt. Wir setzten wieder, wie am Mittage. Nach dem Essen allerlei angenehmen und nützlichen Dingen. Da rief auf einmal die älteste meiner Enkelinnen, Friederike: „Ach hört einmal auf mit Euern Haus- und Wirtschaftsangelegenheiten. Von solchen Sachen zu sprechen, ist das liebe lange Jahr Zeit genug. Der heutige Tag ist ein Festtag und muß auch in dieser Hinsicht was Extra's haben. Erzähle Du, uns irgend ein hübsches Geschichtchen, was Ihr gelesen, gehört, oder selbst erfahren habt.“

Mein Schwiegersohn, der Tischler, erwiderte: „Was Erzählen betrifft, bin ich längst mit meinem Vatein zu Ende. Ihr neugierigen Fliegen habt mir ja schon Alles abgefragt. Ich müßte Euch nur das Alte wieder aufgewärmt vortischen und Ihr wißt, gewärmte Speise schmeckt nicht zum Besten.“ „Nun so soll Großmutter uns was erzählen, vom lieben seligen Großvater, wie der Sie kennen gelernt und geheirathet hat. Solche Geschichten hören wir für unser Leben gern.“ So riefen beide Mädchen und zupften an mir.

„Was meine eigene Lebensgeschichte betrifft, liebe Kinder,“ erwiderte ich, „so ist sie zu einfach, als daß ich Euch lange damit zu unterhalten vermöchte. Sie läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Mein Vater war ein ehrlicher Schulmeister, ein armer aber gottesfürchtiger und gut unterrichteter Mann, der auch seine Kinder tüchtig vornahm und zu geschickten und nützlichen Menschen zu machen suchte, meine Mutter war, ehe sie heirathete, ein armes Wäscherin. Da er kaum so viel konnte, so suchte meine gute fleißige Mutter, die sich keiner Arbeit schämte, ihm unter die Arme zu greifen, und fing die Wäscherei wieder an. Als ich groß wurde, lernte mich Euer Großvater kennen. Ich gefiel ihm, er mir, und wir heiratheten einander. Leider starb er, nachdem wir nur ein Jahr sehr glücklich zusammen gelebt hatten. Ich hatte ihm einige Wochen vor seinem Tode eine Tochter geboren, Eure Mutter, meine Lieben. Die zog ich nun endlich groß, durch meiner Hände Arbeit uns ehrlich nährend. Die heirathete, als sie in dem passenden Alter war. Euern Vater, gebor ihm liebe Kinder u. s. w. Das wißt Ihr ja schon Alles. Aber doch könnte ich Euch wohl Manches erzählen, was mir im Leben untergekommen und was Ihr noch nicht wißt. Eine Wäscherin hat vielfach Gelegenheit, verschiedene Menschen und ihre Schicksale kennen zu lernen. So will ich Euern Wunsch erfüllen und Euch einige Geschichten erzählen, die Euch zur Lehre, wie zur Unterhaltung dienen können.“

„Stumm, wie die Fische,“ rief das jüngste Mädchen.

„Oder wie Mäuse,“ der Knabe.

„Erzähle, erzähle!“ riefen Alle. Wir sind über

alle Mäßen neugierig.“ Ich räusperte mich und begann:

Des Thürmers Tochter.

Vor ungefähr vierzig Jahren lebte in der kleinen Wohnung des Lambertikirchthurmes, dessen Spitze wir von hieraus sehen können, ein alter Musikus, der zugleich von der Stadtoberkeit zum Thürmer bestellt worden war. Es hat nun derselbe, wie Euch bekannt ist, die Obliegenheit, die Uhren in Ordnung zu halten und Sonntags und Festtags, oder bei Hochzeiten, Sterbefällen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten irgend einen schönen Choral mit seinen Gesellen vom Thurm zu blasen, und die Uhren und Herzen der Tiefuntenwohnenden damit zu erbauen. Dieser Musikus nun, ein alter schwächlicher Mann mit schneeweißen Haaren, liebte über alle Mäßen schöne, feine, weiße Wäsche. Darum mußte ich bei ihm, der seit Kurzem mein Kunde geworden war, vorzüglich darauf sehen, daß seine Hemden, Jabots und Westen nebst Manschetten und weißen Handschuhen in der größten Sauberkeit, wie der Schnee seines Haupthaars glänzten. Ich stieg gewöhnlich alle vierzehn Tage zu ihm auf den Thurm hinauf und brachte ihm seine Wäsche selbst, die er mir jedes Mal blank und baar bezahlte. Bei der Gelegenheit lernte ich denn auch eines Morgens sein Tochterchen kennen, das bei seinem Stiefbruder in Holland von ihrem sechsten Jahre an gewesen, dort erzogen worden und erst vor wenigen Tagen auf den Wunsch des Vaters zurückgekehrt war. Ich fand den alten Mann in seinem sauber tapezierten Zimmer im Sorgenstuhl sitzen. Ein blühendes Mädchen, im schönsten Lebensalter, saß neben ihm, hatte mit der linken Hand die feine gefast und streichelte mit der rechten seine hagern Wangen.

„Meine liebe Tochter Rosa, Frau Halle,“ sagte der Alte liebevoll, sie mir vorstellend. Das Mädchen stand auf und bewillkommnete mich höflich, aber eben nicht allzufreundlich. Mein etwas ärmlicher, wenn gleich reinlicher Anzug schien ihr zu mißfallen. Sie selbst war fast gepußt, wie eine vornehme Rathstochter, nicht wie das Kind eines Thürmers, dessen Sold höchstens vierhundert Gulden betrug. Obgleich mir nun weder ihr Anzug noch ihre Miene gefiel, so betrachtete ich sie doch mit Bewunderung; denn sie war unstreitig eines der schönsten Mädchen, für die ich jemals gewaschen hatte. Ich erinnere mich ihrer noch ganz genau. Sie war groß und schlank gebaut, hatte herrliche braune Augen, feingeformte Gesichtszüge und vor Allem ein überaus langes dickes Haar, das sie nach der damaligen Mode in zierlichen Locken frei über den schneeweißen Nacken gefest und gedreht, was mir aber nicht behagte, denn ich meinte schon damals, es stünde einem jungen Mädchen Nichts besser, als ein kindliches natürliches Wesen und holde Bescheidenheit im Benehmen. Davon zeigte sie sich aber keine Spur. Nur als ich ihr die Wäsche ihres Vaters übergab, wurde sie ein wenig freundlich und sprach: „So sauber hat unsere vorige Wäscherin nicht das Zeug geliefert. Sie muß künftig auch für mich waschen, liebe Frau.“ Dann bezahlte sie mich und ich ging wieder meiner Wege.

Von nun an sah ich sie alle vierzehn Tage einmal. Sie besaß einen leidlichen Vorrath von Kleidern, Tüchern, Schleiern, Bändern und Spitzen. Wie ich erfuhr, so waren es größtentheils Geschenke von ihrem Oheim in Holland; denn ihr Vater, der arme Thürmer, wäre wohl nicht im Stande gewesen, ihr alle die Herrlichkeiten zu kaufen. Ich wusch und plättete nun jedes Stück zu ihrer Zufriedenheit. Das machte sie denn immer freundlicher und gesprächiger gegen mich. Ich mußte mich oft zu ihr setzen. Da fragte sie denn ihren ganzen Staat vor mir aus, zeigte mir ein Schächtelchen mit goldenen Ohrgehängen, Ringen und Perlenknäuren, puzte sich in meinem Beisein damit und sprach zur Entschuldigung ihrer Eitelkeit: „Sie wird über mich lachen, Frau Halle, mich vielleicht für eine eitle Narrin halten, weil

er. in der kleinen
Spitze wir
Musikant, der
Thürmer be-
be, wie Euch
ren in Ord-
esttags, oder
stigen feier-
nen Choral
sen, und die
den damit zu
schwachlicher
alle Mäßen
uhte ich bei
orden war,
en, Zabolé
sen Hand-
der Schnee
gewöhnlich
im hinauf
ie er mir
Gelegen-
n Töchter-
n Holland
ort er-
auf den
Ich fand
Zimmer
chen, im
mit der
stelle mit

"sagte
Mädchen
der eben
wenn
Sie
Maths-
dessen
abschon
gefiel,
denn
für
mich
schlank
rante
anges
de in
acken
wohl-
agte,
nem
ches
Be-
kur
rde
ber
rt.
er

ich mich für Sie puzte. Aber ich habe ja außer meinem Vater, dem poekennarbigem schiefmäligen Gefellen und dem buckligen Lehrburschen Niemand, dem ich das Alles zeigen kann. In der Stadt haben wir fast gar keine Bekannte. Mein Vater hat die Gicht und ist seit zwanzig Jahren nicht vom Thurm heruntergekommen. Ich bin bis vor Kurzem, da mein Bruder starb, bei meinem Oheim in Holland gewesen. Ach, Frau Halle! es wohnt sich zwar recht schön und lustig hier auf dem Thurm, auch gewährt es mir viel Vergnügen, so auf die Köpfe der Menschen herabzusehen; aber es ist auch zugleich entsetzlich langweilig hier oben. Ich möchte manchmal verzweifeln, wenn ich an die schöne Vergangenheit im Hause meines Oheims zurückdenke. Da wurden Besuche empfangen und gemacht, da wurde musiziert und mitunter beim Thee dazu getanzt. Es war ein Leben wie im Himmel. Daß auch mein Bruder sterben mußte! Deshalb rief mich der Vater zurück. Ich wäre so gern bei dem Oheim geblieben."

"Nacht es Ihnen denn keine Freude, liebe Mamsell," fragte ich, "den alten schwachen Vater zu pflegen? Ich meine, das müßte für ein gutes Kind ein größeres Vergnügen sein, als Besuche zu machen, zu tanzen und zu musizieren! Uebrigens können Sie das Legere ja auch hier auf dem Thurm. Bläst doch der Vater gar herrlich die Posaune zur Herzerquickung aller Frommen im ganzen Städtchen. Helfen Sie ihm," fügte ich lächelnd hinzu, "wenn Sie Langeweile haben, die Posaune blasen, da braucht er den schiefmäligen Gefellen nicht zu füttern und zu lohnen."

Meine letzten Worte schienen ihr Vergnügen zu machen. Sie lachte laut und erwiderte: "Die Posaune, liebe Frau Halle, werde ich nun wohl nicht mehr blasen lernen, aber ich kann andere Instrumente spielen, die dem Ohr ebenso angenehm klingen. Höre Sie einmal!" Und damit tief sie in die Ecke des Zimmers, holte eine Zither aus einem Futteral heraus, setzte sich auf einen Stuhl und musizierte so anmuthig und sang so glockenhell und rein dazu, daß ich hundert Ohren hatte haben mögen, um ihr zuzuhören.

Als sie ihr Lied, das, wie fast alle solche Lieder, von der Liebe handelte, beendigt hatte, sagte sie lächelnd: "Nun, liebe Frau, Sie sperrt ja Mund und Nase auf. Hat Ihr das Ding so gefallen?"

"Gott hat Ihnen gar herrliche Gaben des Leibes und Geistes gegeben," sagte ich zur Antwort. Ich sehe es nun wohl ein, daß es Ihnen mit solchen Talenten in der einsamen Thurmwohnung eben nicht sehr gefallen kann. Indessen denken Sie an die Nachtigall. Die sitzt oft mitten im Walde ganz einsam und stötet doch gar herrlich zum Lobe Gottes und brüht und pflegt ihre Jungen. Dasselbe können Sie auch auf dem Thurm. Loben Sie Gott, ehren, lieben und pflegen Sie den alten Vater, so wird Ihnen vom Himmel herab der Friede in die Brust kommen, den er allen guten Menschen verheißt und gibt. Und dann: die Nachtigall im einsamen Walde findet ja ein Weibchen, warum sollten Sie, schöne Nachtigall auf dem Thurm, nicht ein Männchen finden, das Ihnen das traurige Leben erheitern könnte. Vielleicht wandert einmal der schiefmälige Gefelle in die Welt hinaus, und der Vater nimmt sich einen geradmäligen mit glattem seinem Antlitz und wackern Herzen, der auch zugleich in seiner Kunst geschickt ist. Wenn er Sie sieht, muß er Sie lieben, das ist so gewiß, als Amen in der Kirche. Da er hübsch, geschickt und brav ist, so wird er auch Ihnen gefallen. Dann haben Sie Jemand, für den Sie sich puzen, mit dem Sie musizieren können. Und haben Sie erst einmal geheirathet, so wird der Nachtigall auf dem Thurm auch zur Unterhaltung und Liebe die kleine Brut im Neste nicht fehlen. Bis dahin, puzen Sie sich für den guten Vater und, wenn es Ihnen Vergnügen macht, auch für mich. Ich werde mich bemühen, Ihnen schmeichelhaftere Dinge zu sagen,

als die jungen Stuger im Städtchen unten zu thun im Stande sind."

Rosa Born hatte mich aufmerksam angehört. Sie erröthete und eine Thräne trat ihr in's Auge, als ich ihr ein bescheidenes Glück prophezeite. Sie drückte mir freundlich die Hand und versetzte sanft: "Sie hat Recht, Frau Halle. Ich will die Vergangenheit zu vergessen streben und mich bemühen, in der Erfüllung meiner Pflicht gegen meinen guten Vater glücklich zu sein. Und wenn ich einmal wieder mürrisch blicken sollte, so setze Sie mir nur gehörig den Kopf zurecht. Ich werde es mit Geduld hinnehmen. Aber wenn Sie mich recht ausgezankt hat, dann muß Sie mir auch erlauben, daß ich mich ein wenig in Staat werfe, bloß Ihr zu gefallen."

"Ich werde Ihnen selbst den Puz anlegen helfen," sagte ich. "Ist doch Knopf und Fahne des Thurmes mit Goldglanz überzogen, warum soll ein so liebliches Mädchen, wie Sie, die Bewohnerin des Thurmes, sich nicht mit dem Glanz der Schönheit überziehen? Sie fiel mir um den Hals, küßte mich und wir schieden als die besten Freunde von einander."

(Fortf. f.)

* Bemerkungen über England nach Kobls Reisen.

(Fortsetzung.)

16. Die englischen Arbeiter und die Vortheile der allgemeinen Bildung.

Es scheint mir, daß im Auslande, ich meine nämlich in der ganzen übrigen Welt außer England, in Amerika, in Brasilien, in Europa, in Deutschland, in Oesterreich, in der Schweiz, kurz in allen Ländern nur eine und dieselbe ungünstige Meinung über die englischen Arbeiter existirt, und daß man dort überall der Ansicht ist, daß diese Arbeiter zwar gewöhnlich in dem Fache, welches sie betreiben, ausgezeichnet sind, daß sie sich aber sonst auch durch gar Nichts, weder durch ihre Moralität, noch durch ihre Erziehung, noch durch ihre Willigkeit und Freundlichkeit im Dienste empfehlen. Durch die Eisenbahnen und andere Erfindungen oder vielmehr, besser gesagt, Verbesserungen, die von England ausgegangen sind, sind englische Mechaniker und Arbeiter in neuer Zeit über alle Theile der Welt verbreitet worden, wie sonst umgekehrt aus aller Welt Arbeiter nach England herbeiströmten, um den Engländern die Künste und Erfindungen ihrer Länder zu lehren. Man findet sie in den Fabriken Russlands, in Petersburg, in Moskau, in Oesterreich, in Sachsen, in Belgien, in der Schweiz, in Amerika und anderen Ländern.

Je mehr aber die Industrie dieser außerenglischen Länder sich selbständiger erhebt, und je mehr üble Erfahrungen zu gleicher Zeit diese fremden Länder mit ihren englischen Arbeitern machen, desto geringer wird die Anzahl der Engländer, welche das Ausland beschäftigt, und ich glaube, daß gerade jetzt, wo die englischen Arbeiter in ihrem eigenen Lande in der größten Noth sind, und wo sie am meisten wünschen, daß auch im Auslande sich ihnen eine Aussicht eröffnen möchte, man am wenigsten nach ihnen verlangt. Im Gegentheil scheinen gerade jetzt die meisten Länder sie in ihre Heimath zurückzuschicken.

Ich war in Oesterreich kurz nachdem man die meisten englischen Arbeiter auf den dortigen Eisenbahnen entlassen hatte, weil sie unlenksam, wild und dabei dem Trunke ergeben gewesen wären und daher selbst Unglück und Menschenoth veranlaßt hätten.

Ich kam nach Sachsen und fand dort dieselbe den Engländern ungünstige Maßregel in der Ausführung begriffen. Man war froh, sie Alle entlassen zu haben, weil sie sich aufsässig und ungestüm zeigten, und weil sie in kurzer Zeit mehr Lokomotiven und Wagen auf unnütze Weise ruiniert hätten, als die ruhigen Sachsen in langer.

Ich kam nach Frankfurt und traf einen Papparbeiter, der mehrere Engländer, Franzosen und

Deutsche im Dienste hatte. Ich fand ihn gegen die Engländer am meisten erbittert. Er sagte, er behalte sie nur, weil sie ihre Arbeit so vortrefflich verständen, wäre sie aber sonst lieber heute als morgen los, weil sie die unwissendsten und ungebildetsten von allen seinen Arbeitern seien.

Ich kam nach Belgien und las hier in einem interessanten Werke über die Erziehung der armen Kinder der Arbeiter die Aeußerungen eines großen amerikanischen Baumwollen-Fabrikherrn aus Philadelphia über die englischen Arbeiter. Dieser Herr, der von den englischen „Poor-law-Commissioners“ über seine Arbeiter examinirt worden war, sprach sich auf die verschiedenen Fragen, die ihm vorgelegt wurden, so aus: „Vier Fünftel der Arbeiter in den nordamerikanischen Faktoreien sind Amerikaner, das andere Fünftel sind Ausländer und zum großen Theil Engländer, doch liebt man sie in der Regel nicht zu nehmen, weil sie schwer zu befriedigen und verschwenderisch (dissipated and discontented) sind. Gewöhnlich werden die englischen Arbeiter bald, nachdem sie eine kurze Zeit im Lande gewesen sind, als die größten Trunkenbolde bekannt. Unsere eigenen amerikanischen Arbeitsleute sind besser erzogen und einsichtsvoller (better educated and more intelligent), moralischer und enthaltamer in sinnlichen Genüssen. Unter den amerikanischen Arbeitern gibt es keine Verbindungen und Verschwörungen, um den Lohn der Herren hinaufzutreiben, wie unter den englischen, die beständig darauf denken, ihrem Herrn einen höheren Lohn abzutragen, und dazu Verbindungen unter sich bilden und Strikes und Mows ausüben. Ihre von Unwissenheit zeugenden Ansprüche und Erwartungen, die man nicht alle befriedigen kann, erzeugen Boswilligkeit und Feindschaft gegen die Herren. Die amerikanischen Arbeiter, die eine ausgezeichnetere Erziehung, eine moralischere Bildung, eine größere Mäßigkeit und einen zufriedeneren Charakter haben, überlassen sich solchen Ausschweifungen nicht. Sie erhalten diese höhere Bildung, welche sie vor den englischen Arbeitern auszeichnet, auf den Schulen, die es in allen Gemeinden bei uns hinreichend gibt. Die amerikanischen Fabrikherren sehen darauf, daß die bei ihnen angestellten Arbeiter ihre Kinder fleißig und regelmäßig zur Schule schicken, und wir finden, daß der Verlust an Zeit, der daraus entsteht, reichlich durch den Vortheil aufgewogen wird, daß wir nun dafür auch besser erzogene Arbeiter bekommen.“

Ich kam nach England und las in jenem Buche einen weiteren Bericht über die englischen Arbeiter von einem der ersten schweizer Fabrikanten in Zürich, welcher eine der größten Maschinen-Fabriken des Kontinents besitzt, in welcher 600 bis 800 Arbeiter, Schweizer, Sachsen, Württemberger, Franzosen, Dänen, Norweger, Polen, Böhmen, Ungarn, Holländer, Schotten und Engländer, beschäftigt werden. Da die Fragen, welche diesem Herrn vorgelegt wurden, höchst interessant und seine Antworten sehr bestimmt, klar und detaillirt waren, und da er zu gleicher Zeit insbesondere nur deutsche und englische Arbeiter mit einander vergleicht, so will ich hier den Bericht über sein Verhör, welches im Grunde genommen eine vollständige kleine Abhandlung über den besagten Gegenstand ist, des Breiteren hersetzen, indem ich dabei vermute, daß dasselbe nur wenigen meiner deutschen Leser bekannt sein möchte.

Die merkwürdigsten Fragen und Antworten waren diese:

„In welcher Ordnung klassifiziren Sie die Arbeiter der verschiedenen Nationen, die Sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, in Bezug auf die Anlagen, welche als eine Gabe der Natur von denjenigen Einsicht unterschieden werden mögen, die ein Produkt der Arbeiten und Bemühungen des Schulmeisters und Erziehers sind?“

„Ich setze in dieser Beziehung die Italiener obenan, alsdann die Franzosen und darnach alle

die nördlichen Nationen, die in dieser Beziehung alle auf einer Stufe stehen, und zu diesen nördlichen Nationen rechne ich alle Völker germanischen Stammes, auch die Engländer. Die rasche und energische natürliche Intelligenz des Italiener zeigt sich darin, daß er außerordentlich schnell jede neue Art von Arbeit begreift, die man ihm in die Hand gibt, daß er schnell die Meinung und die Gedanken seines Meisters erräth und sich in alle neue Umstände mit weit mehr Leichtigkeit, als irgend ein anderer Nationalität fügt. Die Franzosen haben dieselben Eigenthümlichkeiten, jedoch in einem etwas geringeren Grade als die Italiener. Die englischen, schweizerischen, holländischen und deutschen Arbeiter hingegen haben alle ein weit langsames Begreifungsvermögen, als die genannten."

"Was sind aber die Verschiedenheiten unter diesen Nationen in Bezug auf ihre Kenntnisse und ihre Erziehung?"

"Als Arbeiter ist ohne allen Zweifel der Vorzug vor Allen den Engländern zu geben, weil sie alle für spezielle Zweige der Künste und Industrie aufgezogen und gebildet sind, auf welche sie alle ihre Gedanken und Geschicklichkeiten gerichtet haben. Als Männer von Geschäftskennntniß im Allgemeinen und als Leute von allgemeiner Brauchbarkeit, sowie als solche Arbeiter, von denen ein Arbeitsherr immer am liebsten umgeben sein möchte, würde ich aber entschieden die Sachsen und die Schweizer vorziehen, vor allen Dingen aber und insbesondere die Sachsen, weil sie eine sehr sorgfältige allgemeine Erziehung erhalten haben, welche ihre Auffassungskraft über die Grenzen einer speziellen Beschäftigung hinaus erweitert und sie geschickt gemacht hat, nach einer kurzen Vorbereitung jede Art von Geschäft und Arbeit zu übernehmen. Wenn ich einen englischen Arbeiter engagirt habe zur Errichtung von Dampfmaschinen, so wird er die Errichtung von Dampfmaschinen gut verstehen, aber auch weiter Nichts, und für andere Zweige der Mechanik, so eng sie auch immer mit der Errichtung von Dampfmaschinen verbunden sein mögen, wird er ungeschickt und hilflos sein; er wird sich in die neuen Umstände nicht gleich zu fügen wissen und nicht im Stande sein, gesunden Rath zu geben und klare wohlgeschriebene Berichte und Briefe über die verschiedenen Branchen seiner Arbeit aufzusetzen. Daher wird auch gewöhnlich der sächsische Arbeiter dem englischen den Vorrang ablaufen und über ihn hinausrücken, und in der Regel seiner allgemeinen Brauchbarkeit und Geschicklichkeit wegen früher ein Vorarbeiter oder Aufseher werden als dieser."

"Ist die größere allgemeine Brauchbarkeit des sächsischen Arbeiters, oder überhaupt des Arbeiters von einer vorzüglichen Erziehung auch verbunden mit einer größeren Moralität und besseren Sitten und Gewohnheiten?"

"Ganz entschieden ist dies der Fall! Die besser unterrichteten und sorgfältig erzogenen Arbeiter sind vorerst vollkommen nüchtern und frugal. Sie sind mäßig in ihren Genüssen, welche von einer vernünftigeren und gewählteren Art sind. Sie sind eben so auch viel höflicher und streben nach besserer Gesellschaft, welche sie ohne Zudringlichkeit aufsuchen und zu welcher sie daher auch schnell Eingang bekommen. Sie kultiviren die Musik, sie lesen, sie genießen die Freuden der Natur und machen kleine Landpartien. Sie sind ökonomischer, und ihre Dekonomie erstreckt sich über ihre eigene kleine Börse hinaus und hat auch Beziehung auf die Börse ihres Herrn, für den sie gleichfalls sparen. Sie sind daher ehrlich und des Vertrauens werth."

"Die nachtheiligen Folgen einer mangelhaften Erziehung sind an den Italienern besonders auffallend wahrzunehmen, welche, obgleich sie bessere natürliche Anlagen haben, doch zu der niedrigsten Klasse von Arbeitsteuren gehören. Obgleich sie, wie ich gesagt habe, schnell Alles begreifen, so scheint

ihr Geist doch, wie ich mir denke, aus Mangel an Schulbildung und künstlicher Entwicklung aller Logik, alles Systems und aller rationellen Anordnung zu entbehren und keine Fähigkeit zu besitzen, eine Reihenfolge von Beobachtungen und Erfahrungen so zu sagen aufzusummen, oder gesunde Schlüsse von ihnen auf das Ganze zu ziehen. Dies zeigt sich besonders, wenn mehrere Italiener zusammen arbeiten. Jeder Italiener einzeln und allein wird jede ihm übertragene Operation schnell und geschickt ausführen; allein wenn ihrer Viele zusammen arbeiten, so ist bald Alles in Verwirrung. Sie verstehen es nicht, bei einer zusammengesetzten Operation ihre verschiedenen Rollen unter einander zu vertheilen, und nur unter einer sehr energischen Leitung und bei aufmerksamer Anordnung von oben herab kann eine solche Masse zusammen arbeitender Italiener von Erfolg sein und zum Ziele führen. Die Neapolitaner sind die geschicktesten Leute in Europa, jeder für sich. Allein wenn sie in Masse angestellt werden, so wird auch bei ihnen derselbe Mangel an Dem, was ich logische Schulung und System nannte, bemerkbar, und ich bin daher immer genöthigt gewesen, als Superintendenten und Inspektoren ihnen nördliche Nationen, z. B. besser erzogene Schweizer und Deutsche, zu geben, die, obgleich geringer in natürlicher Fähigkeit, doch durch ihre Erziehung geeignet waren, mit Voraussicht und System das ganze Werk zu leiten und zu kontrolliren. Die Arbeiter aus dem nördlichen Italien, vor Allem aus der Lombardei, verbinden mit der natürlichen Fähigkeit eine bessere Erziehung, und in denjenigen Beschäftigungsarten, in welchen sie Erfahrung haben, z. B. im Wegebau, Kanalgraben, Ackerbau etc., betrachte ich sie als gleich tüchtig, wo nicht ausgezeichnet als irgend eine Nation der Welt."

"Wie ist der Charakter der holländischen Arbeiter, welche Sie beschäftigen?"

"Diejenigen Holländer, welche wir beschäftigen, sind Schiffbauer. Sie sind eben so, wie die englischen, speziell für ihr Geschäft erzogen. Ihre Erziehung ist zwar nicht von einer sehr hohen Ordnung, aber sehr gesund und entschieden weit höher, als die der englischen Arbeiter. Wir haben sie vor allen Dingen ganz ausgezeichnet ehrlich, ökonomisch, ordnungsliebend und vertrauenswürdig gefunden."

"Haben Sie auch einige schottische Arbeiter gehabt und welches sind ihre Eigenthümlichkeiten?"

"Wir finden, daß die Schotten bei uns auf dem Kontinente viel besser fortkommen, als die Engländer, was ich vorzugsweise ihrer besseren Erziehung zuschreibe, die es ihnen leichter macht, als es dem Engländer wird, sich in alle Umstände und Vorfälle zu fügen, und insbesondere sich besser mit ihren Kollegen und überhaupt mit allen Personen, mit welchen sie in Berührung kommen, zu vertragen. Da sie gewöhnlich eine grammatische Kenntniß ihrer eigenen Sprache besitzen, so haben sie verhältnißmäßig eine viel größere Gewandtheit und Leichtigkeit in der Erlernung fremder Sprachen. Sie haben einen großen Geschmack für's Lesen und suchen sich immer in gute Gesellschaft zu bringen, was sie vorsichtig in ihrem Betragen macht und ihnen die Neigung und den Eifer einflößt, sich für solche bessere Gesellschaft fähig und geschickt zu machen."

"Stellen Sie die schottischen Arbeiter den nördlichen Deutschen und Sachsen gleich?"

"Als Arbeiter mögen sie in Bezug auf ihre spezielle technische Erziehung höher stehen, aber als Menschen in ihrer allgemeinen sozialen Stellung sind sie nicht so gebildet und haben niedrigere Neigungen (lower tastes) und weniger allgemeine Kenntniß und Brauchbarkeit als die Sachsen oder anderen nördlichen Deutschen."

"Welchen Rang geben Sie in Beziehung auf Ordnungsliebe und Kenntniß den englischen Arbeitern?"

"Die englischen Arbeiter haben, während sie in Beziehung auf diejenige Arbeit, der sie sich gewidmet, entschieden die ersten sind, ein sehr unordentliches Betragen, sind ausgelassen und lieberlich und von allen Nationen, die wir in unserem Etablissement haben, die am allerwenigsten achtungs- und zutrauenswerthen (disorderly, debauched, unruly, and least respectable and trustworthy of any nation whatsoever whom we have employed). Und indem ich dieses sage, spreche ich damit nur die Erfahrung jedes Fabrikherrn auf dem Kontinente aus, mit dem ich zu sprechen Gelegenheit hatte, und besonders der englischen Fabrikherrn auf dem Kontinente, welche sich am allerlauteften beklagen. Diese Charakteristik gilt aber nicht von denjenigen englischen Arbeitern, welche eine ordentliche Erziehung empfangen haben, hat aber für Alle die übrige Anwendung, je nach dem Grade, in welchem sie der Erziehung ermangeln."

"Wenn die schlechterzogenen englischen Arbeiter von den eisernen Fesseln einer strengen Disziplin befreit werden, in welchen sie von ihren Herren und Meistern in England erhalten wurden, und wenn sie dann auf dem Kontinente mit derjenigen Urbanität und Freundlichkeit und mit denjenigen wohlwollenden Gefühlen behandelt werden, welche die wohlgezogenen Arbeiter hier von ihren Herren erwarten und empfangen, so verlieren sie, so zu sagen, ganz ihr Gleichgewicht. Sie verstehen ihre Stellung nicht und werden nach einiger Zeit vollkommen unlenksam und unbrauchbar. Die gut erzogenen dagegen unter den englischen Arbeitern finden sich schnell in ihre Stellung und nehmen ein angemessenes Betragen an."

"Welches sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der englischen Arbeiter als Hauseinwohner, und wie werden sie von den Einwohnern von Zürich angesehen und aufgenommen?"

"Die schlecht erzogenen unter den englischen Arbeitern sind als Hauseinwohner so unangenehm, daß sie es in Zürich schwer haben, gute Wohnungen zu finden, und daß sie genöthigt sind, mehr als Andere dafür zu bezahlen. Sie haben unordentliche und üble Gewohnheiten, verderben die Zimmer, beleidigen die Leute in den Straßen, leeren ihre Gefäße aus den Fenstern, versündigen sich auf alle Weise gegen die Polizeivorschriften und machen die Dazwischentunft der Obrigkeit zur Erhaltung der Ruhe häufig nöthig. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, daß selbst einige von der besseren und hochbezahlten Klasse der englischen Arbeiter keine so geachtete Stellung in der Gesellschaft einnehmen, als ausländische Arbeiter, die nur 50 Pfund Sterling im Jahre empfangen. Einer, dem wir fünf Pfund Sterling wöchentlichen Lohn gaben, hatte eine so schlecht erzogene Familie (er kam von Dordrecht, wo sie wegen ihres Mangels an Erziehung bekannt sind), daß sein großer Gehalt kaum zu seinem Unterhalte ausreichte. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß wir gar keine lieberlichen und schlechten Nichtengländer haben, doch gehören diese Alle zu einer niedrigeren und schlechter bezahlten Klasse von Arbeitern. Aber wenn ausländische Arbeiter zu einer in pekuniärer Hinsicht eben so vortheilhaften Stellung gelangen, wie die englischen, so steigen sie auch immer in ihrem Betragen. Ein schweizerischer oder sächsischer Oberarbeiter (foreman) oder Aufseher (overlooker) mit 120 Pfund Sterling im Jahre ist immer mit seiner Familie anständig gekleidet, lebt in einem reinlichen Hause, und sein Tisch wird immer gute, wenn auch einfache Kost darbieten. Seine Kinder werden artig und wohlgezogen sein. Er selbst wird Museen und Kasinos besuchen, oder andere anständige und verhältnißmäßig gebildete Gesellschaften und Vergnügungsorte. Dabei wird er noch im Jahre etwa 20 Pfund Sterling zurücklegen. Im (Siehe den Verfolg in der Beilage.)

Gegentheil wird der englische Arbeiter von derselben Klasse in jeder Hinsicht in einer minder anständigen Weise leben. Er wird in einem schlechteren Hause wohnen; dieses Haus wird schmutziger sein. Er wird gemeine Weinkneipen besuchen und sich daher auch in einer weit niedrigeren Sphäre der Gesellschaft bewegen. Er wird wenigstens 150 Pfund Sterling im Jahre ausgeben, und wenn es ihm dann an Beschäftigung fehlt, so wird er hundertmal in einem Zustande von Elend und Hilflosigkeit leben. Aus den zahlreichen Berichten und Notizen, die durch meine Hände gehen, schöpfe ich die Ueberzeugung, daß die besser erzogenen und geschulten Arbeiter auch sparsamer und billiger leben und mit ihrem Gelde sich das Leben weit genussreicher zu machen verstehen, als die Anderen. Dies gilt von den Arbeitern aller Nationen, die mir vorgekommen sind, und die ich zu beobachten Gelegenheit hatte; doch ist dabei zu bemerken, daß die Sachsen, Schweizer und Holländer ganz entschieden die sparsamsten von Allen sind."

"Da besonders geschickte und ausgezeichnete Arbeiter in England oft ein besonders unregelmäßiges Leben führen, so hat man die Folgerung gemacht, daß ihre Erzehe nur die Ausbrüche und Anzeichen des überlegenen Geistes sein möchten, dem man ihre Vorzüglichkeit als Arbeiter zu verdanken habe, und daß eine weitere Bildung durch Schulung, Aufsicht und Erziehung ihrer Arbeitstätigkeit Abbruch thun möchte. Sind Sie durch Ihre Erfahrung und Beobachtung auf ähnliche Meinungen und Schlüsse geführt worden?"

"Meine eigene Erfahrung und meine Unterhaltungen hierüber mit erfahrenen Mechanikern aus verschiedenen Theilen Europa's leiten mich zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht. Bei dem jetzigen Zustande der Manufakturen, wo so Vieles durch Maschinerie und künstliche Werkzeuge gethan wird, wo man so Weniges durch bloße Handarbeit verrichtet, und wo auch dies Wenige sich noch täglich vermindert, werden im Gegentheil Geistesüberlegenheit, eine systematische Ordnung, Pünktlichkeit und gutes Betragen von immer größerer Wichtigkeit. Und da alle diese Eigenschaften durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt und befördert werden, so wird auch diese, die Erziehung selbst, täglich bedeutungsvoller. Es gibt jetzt, glaube ich, wenige oder keine aufgeklärten Mechaniker, welche nicht der Meinung sind, daß diejenigen Fabriken, die mit der größten Anzahl von wohlgezogenen und wohlunterrichteten Arbeitern gefüllt sind, auch das größte Ergebnis der besten Arbeit in der besten Weise geben werden."

"Entdecken Sie zuweilen kleine Diebereien unter Ihren Arbeitern?"

"Im Ganzen selten, und wenn es geschieht, so findet sich jedes Mal, daß die Diebe solche Arbeiter waren, welche die schlechteste Erziehung genossen hatten."

"Wechseln Sie mit Ihren englischen Arbeitern häufiger, als mit irgend einer andern Klasse?"

"Ja. Die schlechtergezogenen unter ihnen nehmen sehr bald üble Gewohnheiten an, und wir sind daher gezwungen, sie häufig zu wechseln, was sonst keinesweges unsere Gewohnheit ist."

(NB. Der Befragte kehrte kurz nachher, als er die obigen Auskünfte gegeben hatte, mit seiner Frau einer Engländerin, nach Zürich zurück. Bei ihrer Ankunft wurden sie von der ganzen Masse ihrer Arbeiter bewillkommnet, welche sich von freien Stücken versammelten und sie mit einer wohlgeschriebenen Gratulations-Adresse bewillkommneten. Die verschiedenen Parteien der Arbeiter jeder Nation machten Heiraths-Präsente, welche aus verschiedenen Kunstarbeiten aus einem jeden Kunstzweige bestanden. Die englischen Arbeiter allein sahen müßig zu und gaben kein Zeichen von Aufmerksamkeit und Höflichkeit von sich.)

"Ich habe mich nicht enthalten können, diese frei-

müthigen, geistreichen und in jeder Beziehung interessanten Bemerkungen jenes schweizer Herrn, die in einem dicken Bande anderweitiger, weitläufiger und nicht immer bedeutungsvoller Untersuchungen und Verhöre versteckt sind, zu übersetzen und meinen deutschen Lesern mitzutheilen. So viel Tadelndes sie von den Engländern sagen, so sind sie doch insofern wieder ein merkwürdiges Lob auf den englischen Nationalcharakter, welcher Freimüthigkeit liebt, und der nicht nur einen Fremden im eigenen Lande so zu sprechen veranlaßt, sondern seine ungünstigen Aeußerungen sogar auch noch durch den Druck vervielfältigt, damit sie ad notam genommen werden möchten."

Dies, sage ich, sind die von allen Seiten her auf gleiche Weise ertönenden und übereinstimmenden Urtheile der Fremden über die englischen Arbeiter, die sich indessen, was nicht zu vergessen ist, nur auf diejenigen Arbeiter beziehen, welche England verlassen und im Auslande erscheinen. Es sind daher diese Urtheile und Ansichten nur mit gewissen Restriktionen auf den ganzen Stock der englischen Arbeiter in England selbst anzuwenden. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die größere Masse der tüchtigsten Arbeiter in England selbst, wo man mehr Nutzen von ihrer Arbeit ziehen und sie mithin auch viel besser belohnen kann, als bei uns, zurückbleibt. Und zweitens ist gleichfalls die allgemeine Erscheinung zu berücksichtigen, daß bei einer Verpflanzung von Leuten eines Landes ihre Eigenheiten und Fehler im Gegensatz mit den Fremden nicht nur in ein helleres Licht kommen, sondern eben durch diesen Gegensatz auch noch mehr hervortreten und hervorgerufen werden. So mag es auch mit den Engländern gehen. Unseren friedlicheren, folgameren und oft energieloseren Arbeitern gegenüber mag bei uns ihre Zügellosigkeit und Unfolgsamkeit ihnen oft zum Vorwurfe gemacht werden. Zur Nachahmung der anderen angefordert, die ihnen als Beispiel aufgestellt werden, mögen dann Neid, Aerger und Eifersucht sie noch mehr in ihren Fehlern bestärken und darin eigensinnig verharren lassen. Die Tugend ist bekanntlich weniger ansehnlicher Natur, als das Laster, das sich beim Anblicke der Tugend im Gegentheil oft noch verhärtet. Dazu mögen sie, ihre große und allgemein anerkannte Ueberlegenheit als Arbeiter in ihren Branchen führend, um so mehr auf ihre Unentbehrlichkeit pochen und so mit einem Worte sich im Auslande noch weit unangenehmer machen, als sie es schon im Inlande ihren eigenen vaterländischen Herren sind. (Fortf. f.)

Literatur-Bericht.

Standerbeg. Heroisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Joseph Freiherrn von Aussenberg. (Supplement- oder einundzwanzigster Band der Gesamtausgabe.) Siegen und Wiesbaden. Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung.

Ein neues Werk der Muse Aussenberg's begrüßen wir hier, und wahrlich ein Werk, welches ein glänzendes Zeugnis ist, daß noch immer dem Dichter die überreiche Fülle poetischer Anschauungen zu Gebote steht. Wer kennt nicht die ältern Werke Aussenberg's, seine Alhambra, seinen Ludwig XI. Wer hat nicht bald sein Herz an den malerischen Klängen erfreut, die jenes große Drama durchziehen und uns zauberisch fortreißen in die südliche Welt, die in ihrer Großartigkeit dem Dichter einen so großartigen Stoff darbietet? Wer hat nicht mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang der Handlung, die Entwicklung der Charaktere in Ludwig XI. verfolgt? Beides, reiche poetische Sprache und scharfe Charakteristik begegnet uns hier im Standerbeg. Aber nicht bloß darum steht uns dies Drama so hoch, weil es alle Vorzüge der früheren Aussenberg'schen Gedichte in sich vereinigt, sondern auch, weil es mitten in der Zeit steht. Zwar nicht in-

sofern als es eine Lieblingsidee unserer Zeit, Emanzipation des weiblichen Geschlechtes etwa, kommunistische Gedanken, verfolgte, sondern insofern, als der nimmer erstorbene Geist der Freiheit, welcher aber mächtiger als die frühern Jahrhunderte unsere Zeit bewegt, das Drama von Anfang bis zu Ende durchweht, ja man muß sagen, es geschaffen hat.

Georg Castriota, — der Standerbeg, der Standerbeg, wie ihn zum Andenken an den im Orient mythisch gewordenen, als Gott gefeierten mazedonischen Alexander, die Sarazenen nannten, — bei dem Namen Standerbeg steht die ganze große griechische Vergangenheit wieder aus ihren Gräbern auf. Miltiades, Leonidas, Themistokles, die Helden umgürten wieder ihre Schwerter, durchstürmen die Thüren von Hellas und von allen Bergen hallt der Ruf der Freiheit wieder. Noch einmal scheint sich Griechenland in seinem Glanze erheben, noch einmal die Fahne des Propheten niedersinken zu wollen; wie ein Fels steht Castriota in dem feindlichen Kriegsgetümmel da. Wie kam es, daß dieser ausgezeichnete Mann nicht früher schon zum dramatischen Helden erkoren wurde?

Wir können augenblicklich nicht vergleichen, wie weit sich Aussenberg an die Geschichte anschließt. Mag er ihr viel, mag er ihr das Meiste entlehnt haben, immer bleibe ihm das Verdienst der echt dramatischen Bearbeitung. Dies ergibt sich, wenn wir den Gang des Gedichtes verfolgen.

Einen großen Vorzug der anderen Aussenberg'schen Dramen, der einstimmig von allen Kritikern anerkannt ist, den der Bühnengerechtigkeit, theilt auch der Standerbeg. Wir zweifeln daher nicht, daß der Standerbeg nicht bloß poetische Gemüther in der Einsamkeit erheben, sondern daß auch die Bühnendirektionen sich beeifern werden, dies imposante Gemälde des Kampfes um die Freiheit dem Publikum vorzustellen. Der kundige Dichter ist ihnen dabei zur Hand gegangen, indem er die Szenerie ausführlicher schildert.

In seinem Rosengarten ruht Sultan Morad II. auf der Ottomane; ihn umgaulen die Gesänge der Odalisten, Tänzerinnen, als Wassergeister aufsteigend, führen Tänze vor ihm. Gesang und Tanz unterbricht die Beisung des Padiſchah an den Kislar-Aga, eine griechische Sklavin, Anastasia Elioros, an Standerbeg als Geschenk zu schicken. Wir hören schon jetzt von Anastasia, sie sei störrisch und stolz, und darum nicht beim Rosenfeste erschienen; schon jetzt werden wir aufmerksam auf sie, doch soll unsere Neugier noch hingehalten werden. Der Sultan will Standerbeg, den er als Geißel früh von seinem Vater, dem epirotischen Fürsten, empfangen, aber im Isam hat erziehen lassen und mit Wohlthaten überhäuft, um ihn an sein Haus zu fesseln, noch mehr durch das Geschenk gewinnen. Denn eben jetzt drohen Wladislav von Ungarn und Hunyades von Siebenbürgen seinen Waffen. Darum hat er den Beglerbeg von Rumelien, Karam, zu sich beschieden und trägt ihm auf, mit Standerbeg in Eintracht das Heer zu führen. Aber dies Gespräch wird unterbrochen durch Anastasia, die, wild die Wachen durchbrechend, zum Sultan eilt. Sie steht ihn an, sie nicht dem Manne zu schenken, den sie hassen, den sie verachten müsse; schon das Wort „verschenkt“ erregt ihr Schaudern, denn in einem Lande sei sie geboren, das auch in der Knechtschaft noch von Freiheit träume:

„In Griechenland, o Herr, bin ich geboren,
In dem erhabnen, dem entzückten Lande,
Das von der frühgeschiednen Sonne träumt:
Ihr Bild hat sich dem Auge eingepreßt
Und überlebt die Mitternacht des Unglücks.
In einem Lande, Herr, bin ich geboren,
Wo die entthronten Götter ewig wachen,
Welt jedes reine Herz ihr Tempel ist;
Und wo das Kreuz, das weltbeglückende,
Des alten Himmels Beste nicht gebrochen,
Wenn es auch seine Räume hat erheilt.“

Sie wird immer heftiger, sie erinnert den Sultan, „Daß selbst die Götter dieser dunkeln Erde

Nur Mitgeschöpfe ihrer Bettler sind,
Daß, wenn sie auch den Leib in Fesseln kauften,
Dies noch kein Recht giebt an die freie Seele."

Doch
"Des Mitleids Blume dorrt auf Throneshöhen,
Und unterm Goldstoss schlagen keine Herzen."
Höhnisch schleudert sie der Sultan zu Boden.
Der Giaur spricht: "Das Wort ist Fleisch gewor-
den;" aber der Prophet sagt: "Mein Wort ist wie
Granit! Zum Staube mit dem Wurme!"

Der Standerbeg ist bereit, Adrianopel zu ver-
lassen; er geht gern fort, aber er mag nicht gern
gegen Christen kämpfen. Wohl ist er dem Sultan
Dank schuldig, doch fällt ihm oft ein, daß er ihm
doch sein Erbe Epirus, seine heimatliche Stadt
Croja vorenthalten:

"Bergab der Grobherd, daß sein Volkstammbaum
Um viele hundert Jahre jünger ist,
Als jener des bezwungenen Geschlechtes?"

Aber die „unverletzte Kriegerehre“ fesselt ihn an
den Thron des Kalifen; sie, setzt er seinem jungen
Neffen Amefias aneinander, müsse ihm jetzt über
Alles gelten. In diesem Augenblicke wird Ana-
stasia angemeldet, das neue Geschenk des Padiſchah.
Standerbeg will sie zurückweisen, aber sie ist schon
eingetreten, ohne Turban, mit fliegenden Haaren.

Jetzt kommt eine der ergreifendsten Szenen.
Stolz kam Anastasia an, stolz erzählt sie ihre Ge-
schichte. Ihr Vater war Maler in Larissa, tren-
nur seiner Kunst ergeben, bis die Feinde kamen.
Da stiftete er einen Rachebund, aber — der Weg
zur Freiheit führte auf's Schaffot. Er hinterließ
der Familie nur ein Bild, „Hellas in Ketten“ dar-
stellend. Mit diesem durchzogen sie Griechenland.
Ein Bürger kaufte es in Croja. Nahe der unga-
rischen Grenze starb die Mutter, die Tochter, Ana-
stasia, kam in Sklaverei; doch, daß sie jetzt Stan-
derbegs Sklavin geworden, das ist ihr die ärgste
Sklaverei; denn den Standerbeg kann sie nur ver-
achten, der seiner Väter Ruhm nicht achtet, der
keine Schmach mehr kennt. Mit heftigen Worten
erbittert sie ihn immer mehr, daß er mit gezücktem
Schwert auf sie eindringen will. Da ruft sie ihm
die Schreckensworte zu: „Deines Glückes tiefste Wur-
zeln ruhen in den Gräbern Deiner armen Brüder!“

Er versteht sie nicht, er erstaunt, erstarrt. Un-
erbittlich nun berichtet sie ihm, daß sie als Sklavin
des Grobherren sich gestellt, als sei sie der türkischen
Sprache unfähig; so habe man sie manches Ge-
spräch belauschen lassen. Da habe sie denn ver-
nommen, wie der Padiſchah Karam aufgetragen,
des Standerbeg drei Brüder zu vergiften, und da
Karam gezaudert, ihn getödtet habe, daß der Mord-
gedanke selbst in Standerbegs neidischem Herzen
entstanden sei.

Starr vor Entsetzen, hat Castriota die grause
Erzählung angehört. Er fühlt sich verwandelt, er
hat seine Schuld getilgt, er ist frei,

„Frei, wie der gottgesandte Sturm des Jornes,
Der Räuber in den Büschen überrascht.“

Ein Wehe! ruft er aus über seine Vergangen-
heit, er hat mit dem Mörder Morad Nichts mehr
gemein. Er überdenkt des Sultans Benehmen, seine
Worte; es wird ihm immer klarer, daß Anastasia
die Wahrheit gesprochen. Aber ihn kann sie jetzt
nicht mehr für schuldig an dem Brudermorde hal-
ten; „verzeihe,“ spricht sie,

„Verzeih mir meine früheren Worte, Herr!
Das Unglück hat kein Glück in ihrer Wahl!“

Ein neuer Mensch, geht aus dem Kampfe der
Standerbeg hervor, sein Schwert ist geweiht „für
neue Thaten, für ein neues Leben.“

Doch noch muß er sich verstellen, er muß noch
einmal vor den Sultan treten. — Wir werden von
dem Dichter in den Thronsaal geführt. Der Sultan
wird noch erwartet, rings sind aber schon die Groß-
würdenträger versammelt, bei ihnen des Padiſchah
Sohn, Mohammed, ungeduldig, die Zügel der Regie-
rung zu ergreifen, neidisch auf die Führer des
Heeres. In sonderbarer Umgebung von Dermischen
tritt der orthodoxe Morad ein. Er spricht das Gebet

und übergibt Karam und Standerbeg die Führung
des Heeres. In langer pathetischer Rede dankt
Standerbeg ihm und verspricht ihm unverbrüchliche
Treue; aber in dieser Rede erwähnt er öfter seiner
Brüder, und die Unruhe, welche der Sultan bei
diesen Namen nicht verbergen kann, überzeugt ihn,
daß Anastasia wahr geredet.

Es sind Tage, Wochen vergangen. Wir befinden
uns in dem epirotischen Croja der Vaterstadt
Standerbeg's. Hier hauset als Sangiac (Gou-
verneur) ein Wütherich, Ibrahim. Er erwartet
einen angemeldeten Abgesandten von Karam; er hat
gehört, daß das Türkenheer vor Hunyades an der
Morava gestanden, und glaubt in seinem Uebermuthe,
er sei berufen das Heer fortan zu führen. Er ver-
spottet den Abgesandten, der herzugekommen. Aber
dieser Abgesandte ist Niemand anders als Standerbeg.
Standerbeg hat es bewirkt, daß das türkische Heer
geschlagen ist; auf der Flucht preßte er Karam das
Geständniß des Mordes seiner Brüder, dann ein
Schreiben ab, worin ihn Karam zum Sangiac von
Croja machte. Denn Croja, seine Heimath, war
ihm vor Allen wichtig, seine neuen Pläne durchzu-
führen. Ibrahim ist von seinen Aga's verlassen,
der neue Sangiac tritt mit den vornehmen Türken
in die Moschee.

Inzwischen belehrt Anastasia das Volk über
Standerbeg; immer habe er an seinem Vaterlande
gehangen,

„Das Vaterland war seinem Geiste nah,
Albanien die Göttin seiner Träume.
Des eigentlichen Daseins Knospe lag,
Vom frühen Frost getroffen, tief in ihm,
Um durch der Wahrheit Sonnenstrahl erwärmt,
In reicher Blüthe schnell sich zu entfalten.“

Sie ruft auf zur Rache, das Volk bewaffnet
sich, Standerbeg tritt aus der Moschee heraus, stellt
sich an die Spitze, das Blutbad beginnt, die Ge-
fangenen werden befreit, die Moschee erstürmt, —
Standerbeg ist Gebieter von Croja.

Aber nicht um den Gebieter von Croja war es
Anastasia zu thun; sie schweigte in den alten Er-
innerungen, ganz Hellas wollte sie befreit sehen,
sie hätte die alte Zeit mit allen ihren Einrichtungen,
die alte Republik mit ihren Tugenden lieber
erneuert gesehen. Sie beginnt in Standerbeg nur
den ehrgeizigen Despoten zu erblicken, der jetzt sich
um die Freiheit nicht mehr kümmert, der von We-
nig sich mit Orden schmücken läßt, um Rom's
Gunst zu buhlt. Soll Hellas befreit werden, so muß
Standerbeg stürzen; am glücklichsten, wenn er selbst
groß genug ist, in's Privatleben zurückzukehren.
Das ist der Plan, den sie erdacht, in den sie viele
Bürger von Croja eingeweiht, diesen gilt sie als
eine gottgesandte Prophetin. Auch Standerbeg's
Neffen, Amefias, sucht sie zu gewinnen. Lange
widerstrebt er,

„Auf allen Sternen blüht Dein Vaterland,
Mich fesselt Pflicht an eines Hauses Schwelle.“

Aber die Kraft der Worte des begeisterten Mädchens:

„Ein Weib gilt Nichts, dem Staatemann gegenüber,
Ihr scharfes Urtheil nennt er Planderei;
Die klare Abnung — tolles Traumgeflüst,
Die Prophezeiung — selbsterfüllte Lüge.“

ihre rasches Treiben, ihre Verspottung des philister-
haften Lebens

„Der mitleidswürdige Grob- und Mäusekrieg,
Den Ihr Entwicklung Eures Staates nennt!“

hauptsächlich aber seine heiße Liebe zu der Jung-
frau bringen ihn dahin, daß er verspricht, an der
Versammlung der Verschwornen Theil zu nehmen,
und was er sehen werde, als ewiges Geheimniß zu
bewahren.

Auch uns scheint Standerbeg nicht mehr der mu-
thige Standerbeg zu sein, scheint es nicht, als ob
ihn jetzt allein seine Herrschaft kummere, als habe
er Griechenland vergessen? Er mag Nichts hören
von Anastasia's Träumereien,

„Daß jetzt die seltenen Traumgebilde ruhen,
Die leicht, wie unsrer Elfen bunte Schleier,
Dich lieblich kleiden, doch nicht Schutz gewähren
In Tageshitze und im Frost der Nacht.“

Ihr Streben ist ihm ein krankhaft Sehnen nach
dem luft'gen Ziel, das er als unerreichbar aner-
kennt. Des Volkes Stimme gehorchend gedenkt er
sich zu vermählen; Anastasia giebt er die Freiheit
zurück, sie mag nach Larissa zurückkehren, nach ih-
rer Heimath, deren Wonne auch durch die fremden
Gebieten nicht zerstört sei,

„Denn unbekümmert um die Unzufried'nen,
Die sie im Schooße trägt, geht die Natur
Mit stolzem Götterschritt durch alle Zeiten.“

Das Geschenk der Freiheit nimmt sie an, aber
jede andere Gabe weist sie hartnäckig, fast ängst-
lich zurück,

„Eh' sterb' ich unterm Schwerte Deines Jorns,
Als an dem Gift der unverbunden Güte!“

erzürnt will der Standerbeg sie nimmer wieder sehen.
Ihr Entschluß hat sich nur noch mehr geträstigt;
nicht sie ist es ja, die den Fürsten stürzen will, es
ist die Zeit,

„Die Alles um sich her zermalmend dem
Jahrhundert seine Rechte will erstürmen.“

Und sollte sie, die schwache Frau, auch bei ihrem
Werke untergehen,

„Sie scheidet gerne, denn ihr jeß'ges Leben war
Der erste Herzschlag des scheintodten Volkes.“

Wir treten ein in die wildgeschmückten Katakom-
ben von Croja; in der Mitte der Höhle steht zwis-
schen zwei kolossalen Felsensäulen ein großes Del-
gemälde, das von Anastasia früher erwähnte, die
gefesselte Hellas darstellend. Viele der Verschwornen
sind schon versammelt, Anauten, Stipetaren, Volk,
aber die Meinungsverschiedenheit, was man wolle
und was nachher werden sollte, das Wort des ersten
Bürgers:

„Vor Allem ist die Lösung: „Ungewählt!“
„Es wird dann Jeder seine Rolle spielen.“

ihre rohe Auffassung der idealen Wünsche Ana-
stasia's, ihre gemeinen Worte über den Mann, der
sie aus den Banden befreit,

„(„Biel Kronvasallen, sehr viel hoher Adel,
Mehr Geistlichkeit, als für die Seelen nötig,
Und dann ein ganz klein wenig Bürgerthum
Als Pfefferkorn im ungeheuren Kuchen.“)

lassen nichts Gutes von dieser Masse erwarten.
Aber ein Wunder wirkt Anastasia's Erscheinung.
Alles schweigt und horcht andächtig auf sie, wie sie
erzählt, daß sie den Herrscher vergebens aufgefor-
dert, die Krone niederzulegen; nur einfältige Gesetze
habe er verathen lassen, von Handel, Ackerbau,
Sumpfbetrocknen; er habe sich von fremden Mächten
schmeicheln lassen; denn

„Damit die Großen gegenseitig sich
Behandern und bestärken, muß der Arme
Am Bettelstab verkümmern.“

das können die Verschwornen nimmer leiden; sie
mögen Vänder nur im Haar der Jungfrauen und
Sterne nur an Gottes Himmel sehen, und einen
Reichstag, der zur Landnacht ward, den schreibt man
zu den Dualen von Egypten. Drum ist es Zeit,
die Republik zu stiften; ihn, Standerbeg, und Ame-
fias mag man zu Polemarchen wählen mit Archon-
tenwürde. Den Staat richtet die Jungfrau ganz
nach altathenischer Sitte ein, dann aber möge Epi-
rus die Befreiung von Hellas nicht verzögern. Alle,
glühend begeistert, rufen Anastasia nach:

„Hellas wird frei! Albanien schwingt die Fahne!
Hörst Du das, Standerbeg! auf Deinem Thron?“

Und Standerbeg hört den Mahnruf; das Bild
sinkt plötzlich zur Erde nieder, und Standerbeg steht
in königlicher Rüstung auf dem Felsen. Er hat das
Bild forttragen sehen, — hat Verrath geahnet und
sich vor der Verschwornen Antunft hier versteckt.
Alles ist in wilder Gährung, er aber steht ruhig
und fest wie ein König da, er bittet, beschwört nicht,
er hält ihnen ihre Schuld vor, sich selbst keiner
Schuld bewußt:

„Wie Ihr mir danket, überrascht mich nicht!
Das allgemeine Schicksal muß ich theilen
Mit Jedem, der für's Wohl der Menschheit wirkt.“

„Eh' springen Quellen aus ihrumbobem Sand,
Als Dankesjahren aus dem Aug' der Völker!“

Anastasia und Amefias sind ihm allein die Schul-

digen; möge denn nun, ruft er aus, da die Türkenmacht sich naht, diese prahlende Viktoria das Rathenhaus der Republik beschirmen. Nicht um das Szepter ist es ihm zu thun, der Säbel aber bleibt sein Eigenthum und der ist durch und durch republikanisch. Und so erinnernd an seine Thaten und hinweisend auf die nahen Gefahren reißt er die ganze Versammlung mit sich fort; Alle fühlen, was er ihnen ist, was sie gefehlt. Und dieser Mann sollte um Europa's Gnadenbrod betteln?

„Selbständig ist er, ein gebor'ner Herrscher, Und seinen Kriegshelm nennt er seine Krone!“

Kann es ihm schaden, daß er beim deutschen Reiche freud'gen Anklang findet?

„Verwandt sind die Ursämme beider Völker Und staunenswerth ist ihre Aehnlichkeit: Es leben Männer auf Germania's Höhen, An Kraft, an Ausdauer und an ehr'ner Muth' Den Skiptaren uns're Berge gleich. Ich achte Deutschland wie Europa's Herz, Und wünsch' ihm Nichts, als einen raschern Pulsschlag — Und bess're Kaiser.“

Und da er verheißt, Byzanz selbst vor den Türken retten zu wollen, stürzen ihm Alle, Verzeihung flehend, zu Füßen. Er verzeiht ihnen, nur Anastasia nicht; sie — will er Morad wiederschenken. Sie wird an den Felsen gefesselt, und neu begeistert für ihren König verlassen die Verschwornen mit ihm die Katakomben.

Ganz Croja ist in Waffen, mit aller seiner Macht naht Morad, entschlossen, die Stadt zu nehmen, und sollte er auch Alles verlieren. Amefias hat Anastasia nicht retten können, trauernd nimmt er von ihr Abschied, um die eigne Schuld im Schlachtgewühl zu büßen. Aber Skanderbeg selbst hat sein Urtheil zurückgenommen, er will die bethörte Jungfrau, die ihn gerettet, um jeden Preis erhalten, sollte selbst sein Ansehen leiden. Er wünscht, daß sie vom griechischen Glauben zum römischen sich wende. Sie weigert sich standhaft:

„Ein Licht reicht aus im Labyrinth'schen Gang, Der von dem Taufftein führt zum Todtenbett! Der Glaub' ist vielfach — einfach ist das Kreuz, Ich halt' an dem, was meiner Wiege strahlte.“

Sie treibt ihn fort:

„In Dürer's Nähe darf ich nicht mehr weilen, Das Elend ist das Glück der Märtyrer!“

Aber nicht, weil sie ihn noch haßt, nein, — sie liebt ihn, sie weiß es jetzt nach jener Schreckensnacht, daß Skanderbeg doch Hellas wird befreien, den Augenblick hat Hellas mitgeföhlt: „wären alle Könige wie er, wir könnten mit der Krone uns versöhnen.“ Sie weiß es jetzt: „Ein Mann wie er, der voll Gigantenmacht die widerspenst'gen Stoffe an sich reißt und sie beherrscht mit schöpfungskräft'ger Seele, der gilt jetzt mehr als ihre Wunderpflanze, die nur erblühte unter'm fremden Himmel, um seinem ersten Nachtfrost zu erliegen.“ Schon sieht sie ihn in Konstantinos Stadt, sie grüßet ihn als Kaiser, mahnt ihn noch einmal an Hellas und läßt sich dann vom Herold fortbegleiten.

Die Gefahr für Croja ist immer näher gerückt. Alles hat sich in die wohlversichene Stadt zurückgezogen. Skanderbeg schwört mit den Seinen, wie die Spartaner für das Vaterland zu kämpfen. Das Palladium aber ist der Sarg Johann Castriota's; die Asche hatte Morad nach den vier Regionen streuen und an den Sarg sein Ross zur Tränke führen zu wollen geschworen: Darum ließ Georg den Sarg von Massio holen und jetzt feierlich in der Kathedrale von Croja vom Bischof beisetzen. Bei dieser Asche schwört das Heer, sie bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und der greise Bischof weicht sie segnend ein.

Der Türke steht vor Croja. Morad ist alt geworden, sein Sohn Mohammed kann dieses ruhige Leben nicht mehr ertragen, er möchte das Heer führen, dann sollte Skanderbeg nicht mehr widerstehen, doch unnütz ist ihm gerade jetzt dieser Kampf vor Croja, er möchte lieber nach Byzanz. Skanderbeg hat sich zur Unterredung anmelden lassen; Anastasia hat die Gespräche der Aga's angehört, und räth

heimlich Skanderbeg, wenn er nicht einen ehrenvollen Frieden schließen könne, heute mit seiner ganzen Macht auszufallen. Die Unterredung zwischen dem Sultan und Castriota ist eine eitle; Castriota wirft Morad das Verbrechen des Mordes seiner Brüder vor, er ruft den Rachegeist heran; vergebens erinnert Morad ihn, daß er ihn zu seinem Nachfolger hätte ernennen wollen, vergebens fordert er von ihm Unterwerfung, dann wolle er ihn zum Statthalter ernennen; Castriota zermalmt ihn mit seinen Worten. Der Padiſchah ist wie vernichtet, die Worte des Albaniers haben ihn alt gemacht, er ist erschöpft. Aber seine letzten Kräfte zusammenraffend will er doch Croja stürmen, er will selbst die Fahne des Propheten tragen, nicht Mohamed sie überlassen, dessen Hige er nicht traut. Um sich neu zu stärken, hat er sich von Anastasia einen Lebenstrunk reichen lassen; sie kostete ihn nach Sklavensitte zuvor, und dennoch war der Trank Gift. Er ist mit Anastasia allein. Er fühlt sich vom Schwindel ergriffen, Anastasia erhebt sich vom Boden, wie eine Rache Furie steht sie vor ihm da, er schleudert sie zurück, doch

„Sie ist unabweiſbar, wie der Tod“,

sie gesteht, sie seien beide vergiftet. Da bringt Mohammed herein mit dem Rufe, daß das Lager überfallen sei; Anastasia ruft hinaus, daß der Sultan todt sei, die Türken fliehen, die Arnauten dringen ein, noch schaut Skanderbeg die Griechin lebend, bei ihrer Leiche erneuert er seinen Schwur.

So endet dies großartige Drama, ein reiches poetisches Gemälde. Und in diesem großen Tableau treten stark und kräftig die Personen hervor. Rein und wahr hat der Dichter sie gehalten. Man mache ihm nicht den Vorwurf, daß der Skanderbeg ein Anderer sei im Beginn des Drama's, ein Anderer am Schluß. Der Charakter kann kein fertiger sein, er bildet sich erst in der Zeit, ja er gestaltet sich plötzlich, wie es bei dieser kräftigen Gestalt nicht anders sein kann, um. Mit Anastasia's Worten ist für ihn die Vergangenheit abgeschlossen, ein anderer Mensch tritt er in die neue Zeit hinein. Die Freiheit seines Landes, Griechenlands, das ist sein einziger Zweck, er verfolgt ihn aber mit Bewußtsein, nicht von leeren Träumereien, phantastischen Gebilden bethört, wie die Griechin, die Alles, ihr Leben auch opfern kann für ihr Ideal, aber selbst zu schwach ist, es zu erreichen. Sie ist das gottbegeisterte Weib, er der gottbegeisterte Mann, — Mann und Weib, hier stehen sie als politische Ideale vor unsern Augen. Und diesen herrlichen Figuren gegenüber die Gestalten im türkischen Heere, wie klein erscheinen sie doch, so kräftige Persönlichkeiten sie auch zu sein scheinen. Wie meisterhaft hat der Dichter den Einfluß zu schildern gewußt, den der Islam auf seine Anhänger ausübt!

So begrüßen wir denn in Skanderbeg einen neuen Triumpf der neuern dramatischen Literatur und fügen nur den Wunsch hinzu, daß der gefeierte Dichter mit ihm nicht die letzte Blume in seinen Ruhmeskranz gestochen haben möge!

— 118.

Ein Besuch in Köln.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Wer eine Kunstausstellung, und noch dazu eine so reiche, wie die diesjährige Kölnische, besucht, mit dem Bewußtsein, ihr nur einige Stunden oder höchstens einen halben Tag widmen zu können, den ergreift es mit einer gewissen Bangigkeit und Verwirrung. Rings um ihn scheint es zu wogen von Gestalten, Lichtern und Farben, kaum hat ihn ein Gegenstand angezogen, so tritt ihm wieder ein anderer und dann wieder ein dritter entgegen, der ihn mit noch größerer Gewalt zu sich reißt, und so eilt er in ruheloser Hast von Bild zu Bild und am Ende hat er alle gesehen und hat keines gewonnen. Er hat vor keinem in stiller beschaulicher Andacht gewilt, bei keinem die vollen Farbentöne

in sein Inneres aufgenommen und sie in immer leiseren Schwingungen auskittern lassen. Er verläßt die Kunstausstellung ohne das wohlthunende Gefühl einer geistigen Errungenschaft, im beklommenen Zustande unklarer Erinnerungen.

Dem geschilderten Unglück wollte ich entgehen und sah dazu zwei Wege vor mir, den der Kritik und den des Dilettantismus. Ersterer bestand meiner Meinung darin, daß ich den Katalog zuvor zu Hause für mich durchging, mir die Bilder, die durch ihren Maler oder ihren Gegenstand besonders bemerkenswerth waren, anstrich und nur diese auf der Ausstellung aufsuchte, ohne mich um die übrigen zu kümmern. Allein hierzu schienen mir einestheils meine Kenntnisse der neuesten Kunstgeschichte nicht ausreichend genug, andertheils aber schien es mir zu pedantisch, zu ängstlich auf der einen und zu anmaßend auf der andern Seite. Ich wählte daher den andern Weg. Ich verschmähte die leitende Hand des Katalogs und wagte mich fest auf eigene Faust in das Labyrinth der Kunstschätze. An dem was mich abstrief, mir als unbedeutend vorkam, ging ich rasch vorbei, bei dem, was mir bemerkenswerth schien, verweilte ich lange, und erst nach längerem Betrachten fragte ich den Katalog nach Namen, Herkunft und Stand des neuen Bekannten. Ich muß gestehen, mein Verfahren war unsystematisch, unordentlich, sogar leichtsinnig. Einen vollständigen Bericht kann ich Ihnen nicht versprechen, denn wie Vieles kann ich nicht übersehen haben? Was ich aber gesehen habe, das habe ich in unbefangener, beschaulicher Muße betrachtet, und in diesem Sinne nehmen Sie denn die folgenden Bemerkungen, als anspruchlose Urtheile eines leider zum „Flüchtig-reissen“ genöthigten Kunstfreundes auf.

Machen wir mit den biblischen Bildern den Anfang. Hier tritt uns vor Allen das Bild des Professors C. Vegas in Berlin zu den Worten: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid“, als dasjenige entgegen, das die größte Beachtung verdient, in öffentlichen Blättern am meisten besprochen worden und auf der Kunstausstellung immer von einer Schaar Schaulustiger umlagert ist. In der Mitte thront Christus in stiller versöhnender Milde, mit den Händen einladend zum Herantreten. Auf beiden Seiten eilen Mithselige und Beladene aller Art herbei, ein König und ein Verbrecher, unglücklich Liebende und eine arme, kranke Wittve mit ihren Kindern, ein hungernder Proletarier und ein an den Räthseln der Wissenschaft verzweifelter Forscher, ein Pilger und ein Dichter. Den Hintergrund bildet ein von sanftem Abendlicht durchglüheter stillfriedlicher Palmenhain. Der Kunstverständige H. Püttmann hat in einem Reuillon-Artikel der Kölnischen Zeitung ein schöne sozialistische Idee dem Bilde zu Grunde gelegt. Er sieht in Christus das versöhnende, ausgleichende Prinzip der Gleichheit und Gemeinſamkeit, welches die Differenzen der Zivilisation, ihr Unglück, ihre Leiden und Gebrechen, in die höhere, glücklichere, friedensreiche Einheit auflöst. Es ist ein schöner Gedanke, aber man muß dem begründeten Zweifel Raum geben, daß ihn der schaffende Künstler nicht gedacht hat. Seine Personen, die Linderung und Heilung ihres Unglücks und ihrer Leiden suchen, streben und blicken zwar Alle nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, nach Christus, aber unter einander und gegen einander stehen sie kalt und theilnahmslos. Der stolze König mit Szepter und Krone, kümmert sich nicht um den neben ihm stehenden in trostloser Zerknirschung brütenden, gefesselten Verbrecher. Die unglücklich Liebende reicht ihr ein für sie werthloses Geschmeide, gleichsam als ein Opfer, gegen Christus hin, — gäbe sie es doch lieber dem hungernden Arbeiter, der neben ihr an seinem Stocke schleicht. Sie suchen Alle nur Heilung, jeder für sein eigenes Leid, an den Andern denken sie nicht. Ich will das dem Künstler nicht zum Vorwurfe machen, nur spricht es dagegen, daß er die Idee gehabt habe, die man ihm unterlegen will;

renn so lange der Egoismus der Einzelnen nicht überwunden ist, kann die gemeinsame soziale Heilung nicht erstrebt werden. Auch würde es sonderbar sein und gewiß bei frommen Seelen einen großen Anstoß erregen, wenn Vegas in einem neutestamentlichen Stoff eine halb saint-simonistische Idee hätte darstellen wollen.

Diese Idee hätte also der Künstler nicht gehabt, — aber was denn für eine? Da liegt eben der schlimme Punkt. Ich muß gestehen, keine haben finden zu können, und deshalb hat denn auch das Bild nur einen geringen Gesamteindruck auf mich gemacht, so wahrhaft meisterhaft auch die einzelnen Figuren sind, wie namentlich die arme Wittve mit ihren zwei wunderschönen Kindern und ihrem kummerbleichen schwindelartigen Gesicht. Am wenigsten scheint mir Christus selbst gelungen. Er ist zu unkräftig, weichlich sentimental gehalten, als wenn er nur bemitleiden und trösten, aber nicht helfen könnte. Auch sind hier die Umrisse verwischt und die Farben matter, so daß er fast vor dem reichen Vordergrund ganz verschwindet, ähnlich dem Christus auf Shadow's „thörichten und klugen Jungfrauen“ im Stäbelschen Institute.

Von fast gleicher Größe, aber von einfacher Komposition ist das biblische Bild eines französischen Malers H. Schopin in Paris „Salomon's Urtheil“. Es gehörte viel Kühnheit dazu, diesen von einem so großen Meister schon behandelten Gegenstand wieder aufzugreifen. Schopin hat aber das Thema von einer ganz neuen Seite her aufgefaßt. Sein Bild ist eine Apotheose der Mutterliebe, nicht eine der königlichen Gerechtigkeit.

Salomon sitzt im Hintergrunde auf seinem Thron, eine steife, fast im Lapidarstyle gehaltene Figur. Eben scheint er das Wort ausgesprochen zu haben: „Man theile den Knaben und gebe jeder eine Hälfte.“ An den Stufen seines Thrones sitzen die beiden Weiber. Die Eine, eine volle blühende, jünonische Gestalt, fest und gebieterisch aufblickend, auf das ausgesprochene Königswort pochend und seine Vollziehung heischend; die Andere, weniger körperlich schön, aber von der geläuterten Gluth der Gefühle durchbebt, beugt sich ängstlich schützend über den an sie gekauerten Knaben, während sie bereits von der Faust eines neben ihr stehenden Schergen gefaßt wird. Den Gegensatz zu dem frischen lebenden Knaben bildet der mit ergreifender Wahrheit gemalte Leichnam des gestorbenen, welcher ebenfalls auf den Stufen des Thrones liegt. Das ganze Bild ist in einfachem, edlem Styl gehalten und hat einen großen Eindruck auf mich gemacht.

Ein drittes biblisches Bild dagegen scheint mir, obgleich es mit vielen Präntationen auftritt, gänzlich mißlungen. Es ist „der erste Mord“ von Professor E. du Jardin in Antwerpen, ein großes Bild in drei Gruppen. Auf der mittleren Gruppe sieht man den erschlagenen Abel. Kain kniet vor ihm und scheint beinahe ihm — den Puls zu fühlen, während sein Mienenspiel unstreitig darauf hinzudeuten scheint, daß er die Erscheinung des Todes nicht begreifen könne. Dabei kniet eine weibliche Gestalt, die für eine Eva viel zu jung ist im Verhältniß zu ihren beiden großen Söhnen, von der ich jedoch nicht wußte, wer sie sonst sein sollte. Dieses Weib und Abel haben Haare, wie aus Sonnenstrahlen gewebt, Fleisch so zart, daß es wie Gallerte aussieht, und sind beide blutjung. Kain dagegen ist wenigstens zehn bis zwanzig Jahre älter und sein Fleisch scheint im Rauchfang vergilbt zu sein. Alles um des Kontrastes und Effektes willen. Aber dabei bleibt's nicht. Die Nebengruppe rechts enthält Kain, dem ein Teufel die geöffnete Hölle zeigt, die Nebengruppe links Abel, den ein Engel den Himmel führt. Wenn der Maler auf dem Hauptbild dem erschlagenen Abel nicht den Himmelfrieden und dem zitternden Kain die Höllenangst in's Gesicht malen konnte, dann hätte er lieber keinen „ersten Mord“ anfangen sollen, statt daß

er uns jetzt zwei Nebengruppen gleichsam als interpretirende Randglossen angehängt hat. —

Merkwürdig ist es, daß nur sehr wenige historische Bilder, unter welchen ich die „Kinder Jakob's von Armagnac“ von Louis Somers in Antwerpen nenne, da sind, d. h. Darstellungen aus der alten und mittleren Geschichte, daß sich dagegen Bilder aus der neuesten Geschichte und sogar welche aus dem politischen und sozialen Leben der Gegenwart vorfinden. Wir haben hier eine politische Malerei, die eben so liberal ist, wie die politische Poesie. Möge man hierin einen Anfang davon erblicken dürfen, daß unsere Maler zu der Erkenntniß kommen, daß es mit dem ewigen Genre, mit den spielenden Kindern, den tanzenden Mädchen u. s. w., es nicht mehr thue, daß die Malerei sich auch ihrer Seits an die Bestrebungen der Gegenwart anlehnen muß, um ihren Darstellungen eine ethische Unterlage und erst dadurch eine wahre Bedeutung zu geben. Der edige unkünstlerische Hogarth ist durch nichts Anderes, als gerade dadurch groß und berühmt geworden, und was müßte unsere Zeit nicht, bei dem, was sie von Technik voraus hat, einen Hogarth produzieren können, wenn es ihr nicht gerade am Besten fehle.

Diese Betrachtungen wurden in mir hervorgerufen durch Karl Hübner's „schlesische Leineweber“, ein Bild, das in Tendenz, Konzeption und Ausführung eines Hogarth würdig wäre. Schon der glückliche Griff, diesen Gegenstand zu wählen, verdient Anerkennung und selbst ein weniger gutes Bild würde Aufmerksamkeit erregt haben. Hübner's Bild aber muß vollkommen gelungen genannt werden. Die armen Leineweber liefern ihr Linnen in einem großen Zimmer an die Handelsherren ab.

Letztere bestehen in zwei Personen, einem älteren Mann, in dessen harten, hochmüthigen, verächtlich blickenden Zügen sich Geiz und Selbstsucht malen, und der das Geschäft des Ankaufs besorgt, und einem jüngeren, der gedankenlos mit seiner Reittreitsche spielend eine Zigarre raucht, — ein junger Lion und Sportöman, der verschwinden wird, was Jener zusammenfassen. Unter den Webern sind die verschiedensten Männen auf das Feinste durchgespielt, die rathlose leidenschaftliche Verzweiflung, die bescheidene, zitternde Bitte, um einen höheren Lohn, das dumpfe Brüten und Vorsichtstarren bis zu der grimmigen Drohung, die sich in den wilden Gesichtern und geballten Fäusten zweier abgehenden Burichen ausdrückt. Einen treffenden Kontrast bildet die kahle, weiß getünchte Vorhalle, in welcher die Ablieferung geschieht, zu dem pachtvoll dekorirten, durch rothe Tapeten und rothe Vorhänge fast blutig aussehenden Komtozimmer, das sich links im Hintergrunde öffnet. Auf eine unbedeutende Einzelheit des Bildes, die ich fast wegwünschen möchte, wird man gewöhnlich durch das verstoßene Hinbeugen der Umstehenden aufmerksam gemacht. Auf dem seidenen Taschentuch nämlich, das dem älteren Fabrikherrn aus seinem Paletot hängt, sieht man an der Stelle des Zeichens die Zahl Zwanzig.

An Hübner's Bild schließt sich dem Gegenstande nach W. Kleinenbroich's „Germania“ an, kann aber meiner Meinung nach auch nicht den entferntesten Vergleich damit aushalten. Eine weibliche, blondhaarige Figur, Deutschland vorstellend, hält in der einen Hand ein Buch mit der Inschrift: „Germania. Schlesien 1844“, mit der anderen berührt sie voll Schmerz ihr Angesicht; um sie herum befindet sich noch einiger allegorischer Apparat. Die Gestalt selbst kann sich mit Veit's Germania nicht vergleichen. Kurzum, obgleich das Bild in den Zeitungen besprochen worden ist und auf der Kunstausstellung von einer Schaar patriotischer Kölner — Kleinenbroich ist selbst aus Köln — umstanden ward, so kann mir weder die Idee besonders geistreich noch die Ausführung sehr gelungen erscheinen. Wenn Hübner's Weber nicht die unmittelbar vor-aufgehende Nummer bildete, so würde ich mich zu der Hypothese gedrungen gefühlt haben, Kleinen-

broich habe, durch den Erfolg jenes Bildes angelockt, eine Variation desselben Themas versucht.

Von diesen Bildern der Gegenwart wollen wir einen Schritt zurück thun zu den Bildern der nächsten Vergangenheit. Hier sind mir besonders zwei Gemälde ergreifend entgegengetreten. Das erste ist der „Untergang der Vengeur“ von Ernst Slingeneyer in Antwerpen. Der Katalog enthält dazu folgende Erklärung: „Von den Engländern in den Grund gehöhrt, ist das Kriegsschiff der französischen Republik, le vengeur dem Untergang nahe, und die Leuten der Equipage, noch am Masten hängend, verwerfen alle Hülfe von Seiten der Engländer und gehen unter mit dem Rufe: vive la liberté!“ Da sehen wir die wilden und kräftigen Gestalten an dem allein noch aus dem Wasser hervorragenden Masten hängen. Der Eine schwingt noch drohend sein Messer nach dem im Hintergrunde sich schaukelnden englischen Schiff; der Andere ist im Begriff, von dem verzweifelnden Anklammern ermattet, dem Sonnenlicht Lebewohl zu sagen und sich in die unerforschten Meeresstiefen hinabsinken zu lassen; einen Dritten hat eine Wunde in der Brust dem Tod geweiht, seine Hand mußte, obgleich die Finger noch krampfhaft gebogen sind, das tragende Seil fahren lassen, die türkische Woge leckt bereits sein herabtropfendes Blut und spielt mit seinen langen blonden Haaren. Aber in allen Gesichtern, selbst in denen der Sterbenden und Todten, spiegelt sich der unbeugsame, starre Republikanerstolz. Zwischen dem tödtlichen Geschütz und der verderbenden See schallt es über die Wogen: „vive la liberté!“

Wie diese Matrosen und Seesoldaten auf dem legen Reste ihres Schiffes, so sitzt auf einem Bilde von Elisabeth Baumann in Düsseldorf „eine polnische Bauernfamilie“ trauernd und doch nicht verzagend auf den Trümmern ihrer zerstörten Hütte. Ich war sehr erstaunt, als ich nach längerem Betrachten den Katalog zu Rathe zog und in ihm den Namen einer Frau fand. Es muß eine sehr begabte Frau sein, die so sicher, so entschieden, fast möchte ich sagen so energisch malt. Es muß dies eines ihrer ersten Produkte sein, wenigstens erinnere ich mich nicht, ihren Namen schon gehört zu haben, und wenn dies nicht eine bloße Unkenntniß meiner Seits ist, dann möchte ich der Künstlerin eine schöne Zukunft prophezeien.

Kommen wir nun zu dem Fache, worin die Ausstellung am reichsten ist, dem Genre und den Landschaften, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich bei der großen Mannigfaltigkeit gerade hier befürchten muß, daß mein Bericht ein sehr unvollständiger sein wird.

Das Genrebild hat sich im Ganzen zu fast gar zu kleinlichen, unbedeutenden Gegenständen gewandt. Da sehen wir einen Knaben, der mit einem Hund spielt, einen Knaben, der einer zu Mittag speisenden Höckerin durch das Blasrohr auf ihre Schüssel schießt, — lauter Kindereien! Eines der bedeutendsten und doch zugleich eines der merkwürdigsten Bilder ist das von einem gewissen Claud. Jacquant in Paris. Der Kaiser Napoleon riecht während der Kontinentalperre auf einer Straße Kaffee. Er geht dem Geruch nach und findet einen Geistlichen, der Kaffee brennt. Er stellt ihn zur Rede und der Geistliche antwortet: „Sire, ich thue nur, was Ew. Majestät thut; ich verbrenne verbotene Waaren.“ Wie kann man so was malen?

Ich halte sogar den Witz für schlecht, besonders im Munde eines Geistlichen. Mögen ihn Andere für gut halten, dagegen habe ich Nichts. Aber wie man ein Wortspiel malen will, das geht über meine Begriffe. Und doch ist das Bild noch nicht einmal ganz schlecht gemalt und zeugt wenigstens von Ueberwindung der Technik. Merkwürdig!

Von einer heiteren Erfindungsgabe, wenngleich nicht von großer künstlerischer Begabung, zeugen zwei Bildchen von F. Biard in Paris. „Ein Zimmer zu vermieten“ heißt das eine. Der bisherige Bewohner des Zimmers liegt um Mittag

noch
her
sch
no
Ran
hinte
alte
her
wehr
in w
ängst
herbo
lich
ein
auf
schiff
Duz
in ih
der
den
D
enorm
fen h
der
die
zu ha
es w
berg
eben
sie B
fahrt
rich
nach.
Ein
Paris
leicht
nische
von
Bade
Sob
Düssel
wahrh
über
scheint
Sentin
liche
Duix
in Dü
wartun
Hase
charakt
den ist
der mo
Weise
lachen
ordnun
(das a
lungen
gen Le
dürfte
aufkom
Unte
Eine
Korin
pen ze
mation
licht.
sichte
Achen
nische
in der
fertig.
Am
Bilder
denken.
kehr
Kairo
keit des
gleich
Mittelp

noch im Bett; da bringt eine miethlustige Familie herein. Der Vater misst mit Stock und Regenschirm die Höhe der Decke; die Mutter öffnet die noch angefüllten Schränke und besieht sich deren Räumlichkeit; das Söhnchen endlich macht sich hinter den Kaffee, der auf dem Tische steht. Die alte Aufwärterin, welche die Logie suchende Familie hereingeführt hat, winkt derselben vergeblich abwehrend und verstoßen nach dem Bette deutend, in welchem der arme überfallene Langschläfer halb ängstlich und halb zürnend versteckt unter der Decke hervorsieht. Das zweite Bild: „Unannehmlichkeiten einer Bergnügungsreise“ zeigt uns ein junges, aber häßliches, rothhaariges Pärchen auf der Hüttenwochenreise. Es ist eben vom Dampfschiffe gestiegen und nun haben sich wenigstens ein Duzend von den am Ufer wartenden Lastträgern in ihre Sachen getheilt oder balgen sich noch darum, der Eine trägt einen Sonnenschirm, der Andere den Strohhut u. s. w.

Der junge Mann schreit, von der Aussicht auf enorme Trinkgelder beängstigt, wüthend in den Haufen hinein, die Frau rümpft vornehm die Nase vor der „Kanaille“. Ich erinnerte mich vor Kurzem die Beschreibung eines gleichen Austrittes gelesen zu haben. Bei näherem Besinnen fiel's mir ein; es war dem lebenswürdigen Dichter v. Aussenberg in Genua so gegangen, und wer die Szene eben so trefflich humoristisch beschrieben lesen will, wie sie Biard gemalt hat, der schlage sie in der „Pilgerfahrt nach Granada und Cordova“ (in der Friedrich'schen Gesamtausgabe, Bd. XIX. S. 71) nach.

Eine „Tarantella“ von E. Bouterweck in Paris erinnerte mich in Frische der Farben und leichter, fast leichtsinniger Zeichnung an ein italienisches Genrebild, „Mädchen eine Braut schmückend“ von Carl Müller, das ich in der Trinkhalle zu Baden-Baden gesehen hatte. „Der ertrunkene Sohn des Schiffers“ von Henri Ritter in Düsseldorf ist von inniger, ergreifender Naturwahrheit; nur leidet die weibliche Gestalt, die sich über das Lager des Ertrunkenen beugt — wahrscheinlich seine Geliebte — zu sehr an moderner Sentimentalität und paßt nicht in die übrige idyllische und doch kräftige Einfachheit. Der „Don Quixote unter den Hirten von A. Schröder in Düsseldorf entspricht durchaus den günstigen Erwartungen, zu welchen seine Vorgänger berechtigten. Hasenclever, der durch seine humoristischen und charaktervollen Bilder zur Jobiade berühmt geworden ist, hat eine „Schachpartie“ geliefert, bei der man im Anblick aller der auf die verschiedenste Weise lachenden Gesichter unwillkürlich selbst mitlachen muß. Nur erinnert sie in ihrer ganzen Anordnung allzu sehr an des Künstlers „Eselkabinett“, (das auch in weiteren Kreisen durch eine sehr gelungene Nachbildung im ersten Heft der diesjährigen Lewald's Europa bekannt geworden ist,) und dürfte dadurch Zweifel an wahrer Produktivität aufkommen lassen.

Unter den Landschaften erwähne ich folgende: Eine „Erinnerung an die Umgebung von Korinth“ von Professor Jac. Jacobs in Antwerpen zeigt uns die eigenthümlichen, fahlen Bergformationen Griechenlands im strahlenden Sonnenlicht. Ab. Carl in Rom hat zwei treffliche Ansichten von dem Golf von Specia geliefert. Achenbach's „Scirocosturm an der italienischen Küste“ ist sehr großartig und überraschend in der Anlage, in der Ausführung aber etwas leichtfertig.

Am Schluß muß ich noch zweier orientalischen Bilder von H. Kreschmer in Düsseldorf gedenken. Ein „Lager in Kairo“ und die „Rückkehr einer Pilgerkaravane von Mekka nach Kairo“ zeigen uns die ganze bunte Mannigfaltigkeit des orientalischen Lebens, lassen uns aber auch, gleich diesem, das Anschließen an einen einheitlichen Mittelpunkt vermissen.

Sie sehen, ich bin am Ende sehr kurz geworden. Aber man wird das Schreiben über Kunstgegenstände eben so gut müde, wie das Sehen derselben, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich, als ich nach fünfständigem Aufenthalte die Kunstausstellung verließ, wirklich sehr müde war.

Den Rest des Tages widmete ich dem Dom. Ich will Ihnen nicht mit neuen Erörterungen über diesen oft genug beschriebenen, besungenen und besprochenen Gegenstand lästig fallen. Nur eine ganz hausbackene Bemerkung will ich mir erlauben. Am Eingange des Domes hängt ein Plakat, worauf es heißt: Das Dombild zu sehen kostet so viel Silbergroschen, die Kapelle der heiligen drei Könige so viel, die Schatzkammer so viel, und so geht es weiter in langer Reihe. Genau nach diesem Plakat fällt man denn auch aus den Händen des einen Cicerone in die des andern und wird so ganz tarifmäßig gebrandschagt. Man hat mir gesagt, die auf diese Art eingehenden Gelder fließen in die Baukasse. Aber, wenn auch, so scheint es mir doch ein sehr unwürdiges Mittel zu sein, daß man die Kirche stückweise für Geld sehen läßt.

Das nächtliche Dampfboot trug mich wieder den Rhein hinauf. Da bei der großen Anzahl der Passagiere Konkurrenz zu befürchten stand, suchte ich mir bei guter Zeit das passendste Eckchen zum Schlafen in der Kajüte aus. Vor Bonn ward ich noch einmal geweckt. Von der Landungsbrücke her tönten akademische Stimmen und ich unterschied die langsam und ernst gesungenen Worte:

„Doch der Bursche muß von dannen,
Wenn die Abschiedsstunde ruft;
Und er singet Abschiedslieder,
Gibt zur Heimath, kehrt nicht wieder,
Lücker wehen durch die Luft.“

Darauf trappete es mit sporenklirrenden Füßen die Kajütentreppe herunter, — ein relegirter Mufensohn. Die Räder rauschten wieder, der Dampf leuchtete aus der Röhre, und der Gesang verklang wehmüthig in der Ferne.

Am andern Tage rollte ich im Eilwagen, vielleicht mit nicht minder trüben Gefühlen, als der bespornte Student, meinen heimathlichen Bergen zu.

* Korrespondenz.

Vom Rhein und Main. In Deutschland ist es nun einmal zur traurigen Gewohnheit geworden, Alles, was im Auslande sich ereignet, durch die Hechel zu ziehen, ungeachtet wir seinen Moden und Lastern huldigen und sie gleichsam nationalisiren, vergessend, daß in unserem lieben Vaterlande so Manches geschieht, das uns zu eigenem Nachdenken führen sollte. Bald bringen die öffentlichen Blätter einen Gatten-, Bruder- oder Geliebten-Mord, welche meistens unter einer Volksklasse, die auf Bildung Anspruch macht, statthaben, ohne daß ausländische Blätter solche mit einer Kritik erwähnen. Wir glauben daher, daß deutsche Geheimnisse uns mehr interessieren sollten, als die mit einer Lesewuth gelesenen Mystères de Paris; wenigstens hoffen wir, durch nachfolgende geschichtliche Thatsache dieses zu legitimiren.

Ein angehender Architekt, Namens B. aus D. . . t, machte in München, wo er sich, um sich in seinem Fache auszubilden, längere Zeit aufhielt, die Bekanntschaft einer nicht unbemittelten, vater- und mütterlosen Waise, deren Schwester in Paris ebenfalls in glücklichen Verhältnissen lebt. Wie in allen Liebschaften und Liebeleien der Art, versprach Mons. B. der Armen die Ehe, unter welcher Vorspiegelung es ihm vorzüglich gelang, ihre Gutmüthigkeit zu beschwichtigen und nicht unbedeutende Geldsummen abzuschwätzen, welche ihm die Trennende mit aller ihr eigenthümlichen Gutherzigkeit und Bereitwilligkeit einhändigte, weil sie dadurch sein und ihr künftiges Glück zu begründen glaubte. Als der Tag erschienen, wo er München verließ, um in seine Heimath zurückzukehren, überredete er die Gute, zu ihrer Schwester nach Paris zu reisen,

inzwischen wolle er Alles zu Hause in Ordnung bringen, und sei dieses geschehen, wolle er nach Paris kommen, sie abholen und als seine Gattin heimführen; während dieser Zwischenzeit soll ein unterhaltender Briefwechsel ihrer beiderseitigen Liebe die kurze Trennung versüßen und abkürzen. Die Gute vertraute dem Wolf in Schafskleidern, und Beide reisten unter den heiligsten, ewig unverbrüchlichen Schwüren von München ab, er nach D. . . t und sie nach Paris. Bald waren die heiligen, unverbrüchlichen Schwüre vergessen, denn nur wenige ihrer Briefe wurden beantwortet, und zuletzt erhielt sie auf ihr vielfältiges Schreiben gar keine Antwort mehr. Sie versiel in einen Tiefsinn, und wahrscheinlich mehr wegen der ihm verabreichten Geldsummen, als wegen des Verlustes eines treuen, ehr- und gewissenlosen Architekten, stürzte sie sich, den Tod suchend, in die Fluthen der Seine. Doch die Vorsehung hatte es anders beschloffen; schnell herbeigeeilte Hülfe entriß sie den Fluthen und dem gefuchten Tode, und so dem Leben und den Weltleiden erhalten, veranlaßte man sie, selbst nach Deutschland zu reisen, ihn in D. . . t aufzusuchen, und ihn wegen seines nicht rechtlichen Benehmens zu Rede zu stellen, da vielleicht eine Krankheit oder eine Abwesenheit an Verantwortung ihrer Briefe die Veranlassung sein könnten.

In D. . . t angekommen, nahm sie ihr Absteigequartier, wenn wir uns nicht irren, in dem Gasthofe zum Prinz Karl, erkundigte sich sogleich nach der Wohnung des Vaters des Ungetreuen, worauf man ihr sagte, daß derselbe jeden Abend sein Erholungsstündchen hier halte und sie ihn ungestört sprechen könne. So erschien endlich die Stunde und mit ihr der so sehnlichst erwünschte Vater, der sogleich durch den Gastwirth von ihrer Anwesenheit und ihrem Wunsche in Kenntniß gesetzt wurde. — Sie steht vor ihm, erzählt nun, was wir bereits wissen, belegte ihre Aussage mit eigenhändigen Briefen seines ungerathenen Sohnes, worüber der Vater hoch erstaunte, indem sein guter Sohn hiervon noch Nichts erwähnt habe. Der Vater suchte sie zu trösten und zu beruhigen, mit der Versicherung, seinen Sohn darüber zu Rede zu stellen, ihn zur Erfüllung seines Versprechens anzuhalten, und sie so auf den folgenden Tag in seine Wohnung einladend, entließ er sie.

Die Konfrontation muß für Beide schrecklich, aber für die Gutmüthige herzerreißend gewesen sein. Frech, ehr- und gewissenlos leugnete er, sie je gesehen, noch weniger sie zu kennen, noch von ihr Gelder erhalten oder gar sie zu ehelichen versprochen zu haben. Der Vater machte ihn auf seine eigene Hand- und Unterschrift aufmerksam, aber mit grenzenloser Unverschämtheit leugnete er auch diese, und erklärte die ganze Anzahl seiner vorliegenden Briefe als nicht von ihm geschrieben, für falsch und nachgemacht. Ohne ein Wort mehr zu sprechen und sich zu verabschieden, verließ sie plötzlich und trostlos mit dieser Erklärung den Aufenthalt ihres Räubers, eilte in den sogenannten Herrngarten und — stürzte sich in den darin befindlichen See. — Aber, entweder ist sie vom Himmel zu noch größeren Leiden erkoren, oder als künftige Geißel des Treulosen bestimmt, denn auch hier wurde sie durch augenblickliche Hülfe dem Tode entrisen. Die Sache machte Aufsehen und gelangte zur Kenntniß der Frau Erbgroßherzogin Königl. Hoheit, welche sie in Schutz nahm und zur Erholung zu einem Geistlichen auf dem Lande, unweit der Residenz, in Pflege brachte. v. Th. . . b.

Mannigfaltiges.

— Die hohe deutsche Bundesversammlung hat in ihrer am 16. Aug. abgehaltenen 27. diesjährigen Sitzung einstimmig beschlossen: Daß von Seiten des Deutschen Bundes den die Regierung führenden durchlauchtigsten Herzogen von Braunschweig, Nassau, Sachsen-Coburg, Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Anhalt-Bern-

burg und Anhalt-Cöthen für Ihre Person statt des bisher geführten Prädikats „Durchlaucht“ das Prädikat „Hoheit“ werde beigelegt werden, sobald die erforderliche Notifikation über die diesfalls beliebte Veränderung des Prädikats von Seiten der durchlauchtigsten Herzöge bei der Bundesversammlung eingegangen sein wird.

Die Elberfelder Zeitung sagt: Wie wir vernahmen, ist von dem königlichen Finanzministerium jetzt die Einrichtung einer höhern Weberschule in der Stadt Elberfeld beschlossen, und außer den Kosten der ersten Einrichtung ein jährlicher Zuschuß von 321 Thln. zugesagt.

Man schreibt aus dem Haag: Das verbreitete Gerücht, daß die Engländer eine Landung auf der Insel Borneo, wo die Holländer allein Besitzungen haben, beabsichtigten, hat hier eine gewisse Bewegung verursacht. Man fürchtet, und die englischen Gewohnheiten rechtfertigen nur zu sehr diese Furcht, daß diese neuen Gäste, wenn sie sich einmal in der Insel festgesetzt haben, dieselbe nicht mehr verlassen wollten. Mittlerweile hat der holländische Botschafter zu London die bestimmten Verhaltungsbefehle erhalten, um zu protestiren, und es ist gewiß, daß nie eine Protestation gerechter und begründeter gewesen sein wird. Kraft zwischen England und Holland abgeschlossener besonderer Verträge ist das letztere allein, und mit Ausschließung aller übrigen europäischen Mächte, im Besitz der Inseln la Sonde, Borneo u. c. geblieben, während von der andern Seite Holland auf alle Ansprüche auf das Festland Asien verzichtete. Dies ist das Recht; aber reicht es für einen kleinen Staat hin, das Recht für sich zu haben, wenn es dasselbe einem mächtigen Volke gegenüber nicht geltend machen kann? Man muß indes hoffen, daß England die Ungerechtigkeit zu offenbar finden werde, als daß es wagen sollte, sie zu begehen.

Die Schlesische Zeitung sagt: In unterrichteten Kreisen weiß man Nichts davon, daß die Konventualen bei uns abgeschafft werden sollen; höchstens findet eine Modifikation derselben statt.

Die Rhein- und Mosel-Zeitung schreibt aus Frankfurt a. M. vom 25. August: In der vorgestrigen Mittagsstunde nämlich entleibte sich in der unsere Stadt umgebenden Promenade mittelt eines Pöbelschusses ein Schneidergeselle, den, wie bald ermittelt wurde, ein zu Bad Homburg erlittener Verlust zum Selbstmorde getrieben hatte. Der Unglückliche, sonst ein vollkommen unbescholtener, so fleißiger als geschickter Arbeiter, war auf den unseligen Gedanken verfallen, die Früchte seiner jahrelangen Ersparnisse durch ein Wagnis an der dortigen Spielbank mit einem Male bis zum Betrage der Summe zu ergänzen, die ihm nöthig war, um eine eigene Werkstätte zu errichten. Das Wagnis schlug fehl, es aber unternehmen zu haben, kostete ihm seine ganze bewegliche Habe, was ihn zu jenem Akte der Verzweiflung brachte.

Das Schweriner Wochenblatt publizirt den am 1. v. M. in Schwerin abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen England und Mecklenburg, dessen Ratifikationen am 10. v. M. in Doberan ausgetauscht worden sind.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung schreibt aus Wien vom 19. August: Ein Fest, welches, wenn es in irgend einer andern Stadt gefeiert würde, allen Zeitungen zu sprechen gäbe, ist bei uns abermals fast unbemerkt vorübergegangen, nämlich der Trauergottesdienst für die 1809 gefallenen Tiroler. Diese historische Todtenfeier wird keineswegs von Staatswegen abgehalten, sondern ein aus Tirol gebürtiger Wiener Gastwirth, Joseph Luz, hat für ewige Zeiten eine Trauermesse für seine im Kampfe für Oesterreich gefallenen Landsleute gestiftet. Eine besondere Merkwürdigkeit gewinnt diese Seelenmesse dadurch, daß sie von dem Kapuziner Peter Haspinger gelesen wird, einem der Haupthelden jener Tage, der so oft den Bauernschützen auf irgend einer Felsenplatte die Messe gehalten und dann, das Kreuz als Kommandostab schwingend, voran in die Schlacht gegangen ist. Betäubend auffallend ist es, daß dieser historisch merkwürdige und um Oesterreich so hoch verdiente Mann hier in so gänzlicher Dunkelheit lebt, daß die meisten Wiener sich höchlich wundern, wenn sie hören, der Kapuzinerhels Haspinger lebe noch, und lebe sogar in Wien. Nach der Messe sprach der priesterliche Held an seine versammelten Landsleute ergreifende Worte und forderte sie auf, in ähnlicher Gefahr ihrer Väter und Brüder würdig zu sein. Der Himmel gebe es, daß eine ähnliche Gefahr nie mehr über Deutschland komme! Nach der ersten Todtenfeier versammelten sich viele der hier anwesenden Tiroler zu einem Festmahl in dem entsprechend gezeierten Lokale zu Livoli nächst Schönbrunn. Unter den vielen Toasten war auch einer auf den erhabenen Gast des Kaisers, den König von Preußen. Mit dem herzlichsten Jubel wurde auch der Trinkspruch aufgenommen, der den Liebling aller österreichischen Alpenbewohner, Erzherzog Johann, feierte.

Man schreibt aus Genf folgendes: Die Sache des zum Protestantismus übergetretenen Bruder Gaillard nimmt eine interessante Wendung. Den 15. d. M. erhielt derselbe einen Brief von seinen bisherigen Ordensvätern, er möge sich Abends 6 Uhr im Sprachzimmer des Konventes einfinden, antwortete aber schriftlich, er werde nicht kommen und bat nochmals, sie möchten ihre Augen der göttlichen Wahrheit nicht länger verschließen. Den 18. d. M. wurde von der Kanzel der katholischen Kirche

eine kurze Anzeige über den Abfall Gaillards verlesen, in welcher dieser schlecht genug wegkam und u. a. als ein völlig abhängiger Mensch bezeichnet wurde, der nicht einmal sein Austrittsschreiben selbst verfaßt habe. Unterzeichnet hatte sich „Marilley, curé“, denn diesen Titel giebt sich Herr Marilley fortwährend. Den 19. nach Tische ging Gaillard aus und kam nicht wieder. Noch letzten Freitag wußte man nicht, was aus ihm geworden ist. Man scheint zu glauben, er habe sich dem Katholizismus von Neuem in die Arme geworfen.

In der Kölner Zeitung liest man aus Berlin: Einer unserer berühmtesten Aerzte, der Geheimrath D., ist vor einigen Tagen wegen Beleidigung eines Gensd'armen im Dienste zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Der Geheimrath D. wurde vor einiger Zeit eines Sonntags Morgens zu einem sehr schwer Erkrankten gerufen. Der Kussier, zur höchsten Eile angetrieben, fuhr rasch bei einer Kirche vorüber, wo eben Gottesdienst gehalten wurde; nach der neuen Verordnung darf jedoch in der Nähe der Kirche nur langsam gefahren werden. Der dort ausgestellte Gensd'arme hielt bei der Rückkehr des Geheimrathes den Wagen an, den er sich gemerkt hatte, und soll gegen den darin Sitzenden so ungehörig beleidigende Reden geführt haben, daß im Wortwechsel auch er heftig zum Anstande und zur Bescheidenheit aufgefordert wurde. Die Denunziation des Gensd'armen brachte das erwähnte Urtheil hervor, auf dessen Vollstreckung man nun sehr begierig ist.

Der „Beobachter“, welcher in Stuttgart erscheint, erzählt von einem Freiherrn v. Feenberg, früherem österreichischem Jägeroffizier, welcher wegen eines Gedichtes gegen die Jesuiten genöthigt wurde, Innsbruck zu verlassen. Er hatte aus Veranlassung einer Produktion, welche die dortige Liedertafel gab, ein Lied unter dem Titel: „Die Liedertafel und die Jesuiten in Innsbruck im Mai 1844“, gedichtet, das man ihm nicht verzeihen konnte. Man schützte den Verdacht eines Presbergeheimes vor, und zu Konstatirung desselben wurde die Wohnung des Verfassers früh um 5 Uhr durchsucht, und dessen sämtliche Papiere, selbst Familienschriften nicht ausgenommen, mit Beschlagnahme belegt. In politischer Untersuchung gezogen, deren Resultat für die Inquirenten unbefriedigend war, war er moralisch genöthigt, freiwillig um die Bewilligung, außer Landes zu gehen, anzukommen. Man ertheilte ihm, nach acht Wochen, nachdem er vorher seine Unterthanen auch im Auslande zu bewahren schriftlich hatte versprochen müssen. Hr. v. Feenberg befindet sich gegenwärtig als Lehrer der italienischen Sprache in Stuttgart.

Die A. Z. berichtet aus Leipzig: Eine erschütternde Erscheinung ist für uns der Abvocat Demme aus Altenburg, der sich seit einiger Zeit hier aufhält. Nach dreizehnjährigem Gefängnisse ist er auf Kaution, die seine Freunde zusammenbrachten, vorläufig seiner Haft entlassen. Er findet sein Familienglück zerrüttet. Während seines Arrestes brach Feuer in seiner Wohnung aus, und einige seiner kranken Kinder wurden ein Opfer der Flammen. Seine Frau wurde wahnsinnig über das Unglück der Jüngern; sie wird im Dorfe Stötteritz, in der vortheilhaft bekannte Anstalt des Dr. Güng, behandelt, nachdem dem Gutachten der Aerzte, sie mit dem Manne zu vereinigen, von Seiten der Behörden in Altenburg im Laufe des Prozesses nicht nachgegeben werden konnte. Ueber dem Prozesse selbst schwebt ein Dunkel. Auch die Vaterlandsblätter, die anfänglich über den Stand der Sache berichteten, schwiegen seit längerer Zeit darüber.

In A s s e l ist in diesen Tagen durch eine Mittheilung des Residenz-Polizei-Direktors an eine dortige Lesegesellschaft das Verbot der Sächsischen Vaterlandsblätter in Kurpfaffen angezeigt worden. Früher, seit etwa einem Jahre, war blos der öffentliche Debit dieser Zeitschrift den dortigen Buchhandlungen von Polizei wegen untersagt worden. Was die inneren Angelegenheiten betrifft, so unterliegt deren Mittheilung in inländischen Blättern und Druckschriften einer strengen Zensur. Die Erörterung der Verhältnisse auswärtiger Staaten, insofern sie den kurpfaffen Staat nicht betreffen, findet hier weit weniger Hinderniß, als die der einheimischen. Uebrigens beziehen gegenwärtig die Zensoren in Kurpfaffen bestimmte Gebälke aus der Staatskasse. (D. A. Z.)

In der zu Leipzig erscheinenden Preßzeitung finden wir folgendes: Eine in Baiern erscheinende Zeitschrift beabsichtigte während des letzten polnischen Befreiungskrieges einen Artikel zu bringen, welcher meldete, daß die Polen ein kleines Treffen gewonnen und dabei sechs Kanonen erbeutet hätten. Der für die Russen begeisterte Zensor verwandelte aber die 6 in eine 2 und schrieb daneben: „Zwei sind auch genug.“

Die bei dem Buchhändler Kollmann erscheinende Uebersetzung des ewigen Juden, die den Titel: „Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung des Wilhelm Ludwig Welsch von Eugen Sue“ führt und die Rechte eines Originalwerkes für sich in Anspruch nimmt, enthält folgenden wundervoll stylisirten Aufsatz:

„Es war Mittag, die Stunde, welche für denjenigen fast tödtlich ist, welcher dieser verjüngenden Sonne Trost bietet, welche über das glänzende Blau des Himmels ihr brennendes Licht ausspannt, welches blendet, wie die Gluth eines Pochofens.“

Welsch — welcher — welche — welches!! Ist das nicht wirklich sehr schön? Diese künstlichen Einfachheiten

lungen, dieser majestätisch schleppende Gang der Rede! Es ist bei Gott sehr schade, daß wir nicht wissen, wem wir die Vereinerung unserer Literatur um diesen äußerst werthvollen Satz zu verdanken haben, ob dem mit so viel Liebe für Deutschland sorgenden Eugen Sue oder ob seinem „mitwirkenden“ Handlanger Welsch. Wenn letzteres der Fall ist, dann müssen wir Herrn Sue den Rath geben, erst ein wenig Deutsch zu lernen, bevor er deutsche Originalausgaben macht, damit er nicht fernerhin so monströse deutsche „Original“-Sätze bilde.

Anekdoten.

* Die verkannte eigene Persönlichkeit. Ein wegen großem Dienstfeiser geschätzter, aber geistesbeschränkter Offizier erhielt den Auftrag, eine wichtige Depesche aus der Garnisonsstadt ** nach *** — zwei starke Tagereisen von jener entfernt — abzugeben. Nach dem erhaltenen Befehl sollte er am ersten Tage zu * übernachten, und am folgenden Abend unfehlbar die Depesche dem General gegen Empfangsschein selbst einhändigen. Erst in der Dunkelheit erreichte er sein erstes Nachtquartier. — Schlaftrunken öffnete nach langem Pochen der Hausknecht die Thür des Gasthofes, brachte das ermüdete Pferd in den Stall, und sorgte für Erquickung des Gastes, erklärte aber zugleich, daß ein eigenes Zimmer diesem nicht eingeräumt werden könne, und daß er in einem geräumigen, worin ein Kapuziner schlafte, übernachten müsse. Der Gast mußte sich dieses gefallen lassen, schärfte aber dem Hausknecht noch vorher ein, ihn vor Tagesanbruch zu wecken, und das Pferd gesattelt bereit zu halten. Alles wurde pünktlich befolgt. Der Offizier warf, noch schlaftrunken, am anderen Morgen im dunkeln Zimmer über seine Unterleider, unter denen er sorgfältig die Depesche befestigt hatte, statt seines Kaputrocks, die Kutte des Kapuziners, und sprang im Galopp davon. Bei dem Anfang der Dämmerung ritt er langsam eine Anhöhe hinauf. Hier machte er zuerst die fatale Entdeckung, daß er in geistlicher Tracht gekleidet sei, welches ihn ganz verwirrte und in Verzweiflung setzte. Gott, rief er seufzend aus, da hat der dumme Hausknecht den Kapuziner geweckt und mich schlafen lassen. Er betastete sich am ganzen Oberkörper, und fand unter der Weste zu seinem Trost die Depesche. Umzukehren war unmöglich. Er beschloß in größter Schnelligkeit seinen Weg zu verfolgen. An seinem Bestimmungsort Abends angelangt, wollte ihn die Wache anfangs nicht einlassen, welches sie aber doch gestattete, als sie dem ihr bekannten Mann in's Gesicht gesehen hatte. Bei dem General vorgelassen, erfolgte, nach Uebergabe der Depesche, ein scharfes Verhör über den auffallenden Anzug, und der Gutmüthige beichtete offen, was ihm widerfahren sei. Unter lautem Lachen der Anwesenden wurde er entlassen. Als aber dieses komische Abenteuer kund, und der Offizier dadurch zur allgemeinen Zielscheibe der Verspottung geworden, mußte er zu einem entfernt liegenden Regiment verlegt werden.

Dr. J. Müller.

* Der Windfall. Ein Förster (der nach der gestiegenen Titulatur jetzt Oberförster genannt wird) erstattete im Jahre 17** an die vorgesetzte Rentkammer wörtlich folgenden Bericht: „Ich muß treuegehorfamst anzeigen, daß in der letztverfloffenen Nacht der Sturmwind in dem mir gnädigst anvertrauten Wald, genannt die Diebskammer, einen so furchtbaren Schaden durch Windfall verursacht hat, daß es vor Gott nicht erlaubt ist.“

Da die hohe Behörde wußte, daß der Berichterstatter gegen seine stummen Unterthanen gewissenhaft sei, aber im Jägerlatein sehr erkleckliche Fortschritte mache, so ordnete sie eine Besichtigung an, welche ergab, daß der Schaden sehr übertrieben angegeben worden, weshalb und besonders wegen der gotteslästernden Aeußerung er mit einem Verweis bestraft wurde. In dem Fürstenthum Zulda, als es noch unter dem Krummschab stand, hatte der Oberjägermeister, welcher für diese Sinclure reich besoldet war, unter andern auch in partem salarii alles Windfallholz zu beziehen.

Nun ergab sich aber, daß der Sturmwind manchmal vergaß, diesen Besoldungsbeil anzuweisen. Um diese ungerechte Verkürzung wieder zu ersetzen, besonders aber um sich in der Gunst des hohen Vorgesetzten festzuhalten, ereigneten sich oft bei der allgemeinen Windstille starke Windfälle, von denen man sagen konnte aber nicht durfte, daß sie vor Gott nicht erlaubt waren. Dr. J. Müller.

In einem Konzerte, als gerade das volle Orchester fortissimo spielte, waren zwei schöngeputzte Damen im eifrigsten Gespräche. Plötzlich trat ein Adagio pianissimo ein, und nun vernahmen die erstaunten Zuhörer durch die schreiende Stimme einer der Sprecherinnen die verhängnisvollen Worte: Ne, ich hoch se mit Zwiebeln! — „Unendlich Gelächter der Götter“ erscholl. (Schal.)

Berichtigung.

In dem Aufsatze: „Andeutungen über Reformen im Studentenleben“ in Nr. 70 d. Bürgerbl. lese man Zeile 1-3: Der Aufsatz in Nr. 64 des Bürgerblattes unter gleichem Titel hat eine von Bonner Studenten verfaßte Broschüre hervorgerufen.

Zeile 11 von oben muß es heißen: irriige Entscheidung, statt Weise.

Seite 583 Sp. 2, Zeile 35 muß es heißen: in dem Gymnasien brauset schon das Mittelalter u.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorrätzig in der Friedrich'schen Buchhandl. in Wiesbaden, bei W. H. Eympting in Bochum und in der W. H. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung wird binnen Kurzem erscheinen:

(560.)

Das deutsche Bürgerthum.

Eine Monatsschrift

für

Politik, Religion und Geschichte der Gegenwart.

Freimüthige Besprechungen vaterländischer Zustände und Institutionen.

Im Vereine mit deutschen Männern herausgegeben

von
Wilhelm Friedrich.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Von dieser Monatsschrift, deren Tendenz im Titel genau bezeichnet ist, wird monatlich ein Heft von 5—6 Bogen in gr. 8. auf Maschin.-Velinap. erscheinen. Für die Gediegenheit und Lich-
tigkeit der Zeitschrift bürgt das „Deutsche Bürgerblatt“, indem alle Mitarbeiter desselben auch dem „Deutschen Bürgerthum“ ihre Kräfte widmen werden.

Den Preis eines Heftes haben wir für den Buchhandel vorläufig zu — 10 Sgr. = 36 Kr. bestimmt. Durch die Post bezogen abonniert man auf 3 Hefte oder ein Quartal mit 1 Rthlr. im Umfange des ganzen preussischen Staates. Ueber den Inhalt des demnächst erscheinenden 1. Heftes werden wir zeitig im „Deutschen Bürgerblatt“ berichten. — Bei allen Buchhandlungen und Postanstalten werden bereits Abonnements angenommen. Zur Theilnahme laden wir das große gebildete Bürgerthum des Vaterlandes ein.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung hat so eben folgende äußerst interessante Schrift die Presse verlassen und ist sofort in den Buchhandel versandt worden:

Deutschland und die Donau-Mündungen.

(561.)

Ein Beitrag

zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Officier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Velinpapier. Preis 12½ Sgr. — 45 Kr.

Der Zweck dieser Abhandlung soll kein anderer sein, als durch die Beförderung der materiellen Wohlfahrt auf die Einigung der deutschen Nation in allen ihren Gliedern möglichst hinzuwirken, damit wir Einsicht — hierdurch Selbstvertrauen und Muth — durch diese aber die nöthige Kraft erhalten, den Gefahren, welche dem wankenden Gleichgewichte der europäischen Staaten, unserer Selbstständigkeit und Nationallehre und der europäischen Civilisation von Osten her drohen, Trost zu bieten, und dieselben durch unser Dasein — wenn aber dieses nicht ausreichen sollte — durch unsere Arme zu entfernen.

(562.) Als Hausandachtsbuch sind allen evangelischen Familien zu empfehlen:

Stimmen des Heils,

in einer Auswahl von Predigten

nach der Ordnung des Kirchenjahrs

gehalten am theologischen Seminar in der Stadtkirche zu Herborn

von G. R. Nink,

Professor der Theologie und Pfarrer zu Bergeborbach.

600 Seiten auf 37½ Bogen in gr. 8. Auf weißem Maschinenpapier mit größeren Lettern gedruckt.

(Friedrich'sche Verlagsbuchhandl. in Siegen u. Wiesbaden.) Rthlr. 2½ — fl. 4. 12 Kr.

Die Stimmen des Heils enthalten einen ganzen Jahrgang mit allen Sonntags- und Festpredigten, und sind darum auch besonders zum Hausandachtsbuch geeignet. Der Geist dieser Predigtsammlung ist der des Evangeliums. Grundlegung auf den einigen Grund, den Niemand anders legen kann, welcher ist Christus, der Herr, und sein unverfälschtes Wort, ist ihr unveränderlich und aus heiligster Ueberzeugung befolgter Grundsatz. — Ueber den hohen Werth des Werkes haben sich bereits mehrere namhafte Literatur-Zeitungen durch ausgezeichnete Kritiken ausgesprochen. Die Verlagsbuchhandlung kann daher allen evangelischen Familien diese Predigtsammlung als ein Hausandachtsbuch zur Anschaffung mit vollem Rechte empfehlen. In allen Buchhandlungen ist das Werk vorrätzig oder schnell durch dieselben zu erhalten.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung
in Siegen und Wiesbaden.

(563.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und zu beziehen durch alle andern Buchhandlungen:

Der

Wiesenbau

in seinem ganzen Umfange,

insbesondere der

Kunst-Wiesenbau

des

Siegener Landes.

Ein Lehrbuch für Wiesen-Eigenthümer, Landwirthe und große Gutsbesitzer, mit den Erfahrungen bewährter Wiesenbauer und Schriftsteller verglichen.

Von

Karl Friedrich Schenk,

Landwirth zu Weiden im Kreise Siegen.

Zweite, durchaus umgearbeitete und mit den neuesten Erfahrungen vermehrte Ausgabe seiner „Abhandlung über den Wiesenbau“. Mit 72 erläuternden Abbildungen auf 9 Kupfertafeln in 4. 17 Bogen in 8. auf feinem, weißem Maschinen-Druckpapier. In Umschlag geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. — fl. 2. 24 Kr.

Das Januarheft von Biedermanns Monatschrift enthält über das vorstehende Werk folgende Beurtheilung:

„Der Verfasser definiert in der Einleitung die Begriffe: Wiesen, Wiesenbau und dessen Lehre recht gut, zeigt den Werth der Wiesen, ihr Verhältniß zum Felde, und geht zur Befruchtung der Wiesen über, wobei natürlich die verschiedenen Bewässerungsmethoden die Hauptrolle spielen. Im ersten Abschnitt erörtert er die Frage: „Was muß der Staat thun?“ mit Scharfsinn und großer Sachkenntnis, aber doch wohl etwas zu einseitig; er geht lediglich vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus; der Staat hat aber alle Interessen zu berücksichtigen. Jedoch soll durchaus hiermit nicht gesagt sein, daß ein, auf örtliche Verhältnisse berechnetes Wiesen- und Kulturgeßetz nicht zweck- und zeitgemäß sei; im Gegentheil, die Nothwendigkeit eines solchen ist evident, auch selbst in dem Falle, wenn nur der kleinste Theil der Lokalitäten Gebrauch davon machen könnte. Im zweiten Abschnitt, den technischen Wiesenbau betreffend, wird eine gute, klare Darstellung über die zweckmäßigste Anlage der Bewässerungsanstalten gegeben, aus welcher wissenschaftlich-praktische Sachkenntnis hervorleuchtet, die Alles umfaßt, was, nach Maßgabe der verschiedenen örtlichen Verhältnisse, bei einem solchen Unternehmen zu berücksichtigen ist. Die angefügten Abbildungen verdeutlichen das Gesagte.“

(564.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen u. Wiesbaden sind in Commission erschienen:

Medizinische

JAHRBÜCHER

für das Herzogthum Nassau.

Aus Auftrag der Landesregierung herausgegeben von **Dr. J. B. v. Franque**, Obermedicinalrath und wirklichem Mitgliede der Landesregierung, Ritter des Kaiserlich-Russ. Wladimirordens vierter Klasse und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, **Dr. W. Fritz**, geheimes Hofrath, Hofmedicus und correspondirendem Mitgliede der Landesregierung, **Dr. P. Thewalt**, Obermedicinalrath, correspondirendem Mitgliede der Landesregierung und Medicinalbeamten in Limburg. Preis 1. Heft 20 Sgr. — fl. 1. 12 kr. 2. Heft Rthlr. 1. — fl. 1. 48 kr.

Joseph Freiherr v. Auffenberg's sämmliche Werke

sind von der Verlagsbuchhandlung in drei Sectionen ausgegeben worden. (565.)

Die 1. Section umfasst Bd. 1-7: **Cranerspiele.**

2. " " " 8-15: **Schauspiele und dramatische Dichtungen.**

3. " " " 16-21: **Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften.**

Für die Subscribenten auf die Gesamtausgabe besteht ein Subscriptions-Preis von 12½ Sgr. = 45 Kr. für jeden Band, mit Verbindlichkeit auf alle Bände der Gesamtausgabe.

Um vielen laut gewordenen Wünschen entgegen zu kommen, wird die Verlagsbuchhandlung bei Vollendung jeder einzelnen Section von dieser auch eine besondere Ausgabe veranstalten, welche im Umfange der bemerkten Bände für den Ladenpreis als ein abgeschlossenes Werk apart zu haben ist. Die nun vollendete III. Sect. der Gesamtausgabe wird hiermit dem Publikum unter dem Titel übergeben:

Neuere dramatische Werke

und vermischte Schriften

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 6 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 3½ = Fl. 6. 18 Kr. Rh. = Fl. 5. 15 Kr. Conv.-M.

Inhalt:

- | | |
|--|---|
| <p>1. Bd. Bertold der Jähringer, Oper. — Die Rasteten des Teufels, Lustspiel in 3 Aufzügen.</p> <p>2. " Die Here von Pultawa, bestehend aus einem gleichnamigen lyrischen Drama, einer Novelle; Das Nordlicht von Carlruhe, und zwei literarischen Beilagen: 1. Caesar Norbel's Testament. 2. Denkschrift des Kaiserin's Spontenstapel, die Gründung eines stehenden deutschen Theaters in Pultawa betreffend.</p> | <p>3. Bd. Die Gärte von Toledo. Roman aus den Zeiten der westgothischen Herrschaft in Spanien. 2 Theile.</p> <p>4. " Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im Jahre 1892. 2 Theile.</p> <p>5. " Polyanthes, eine Sammlung verschiedener Gedichte. I. Gedichte sonnetarischer Gattung und unvergoldete Pflanz. II. Oden, Lieder, Sonette. III. Romane und Balladen.</p> <p>6. " Elandberg, heroisches Schauspiel.</p> |
|--|---|

(566.) Bei Fr. Bartholomäus in Erfurt ist erschienen und in W. Friedrich's Buchhandlung in Siegen und Wiesbaden vorrätig:

Die Kunst

des Maßnehmens und des Zuschneidens der Damenkleider nach dem Maße für

Damen,

welche es ohne weiteren Unterricht in wenig Tagen, auch selbst ohne vorher nur einen Begriff davon zu haben — hieraus erlernen können, mit 40 erklärten Abbildungen der modernsten Pariser Schnitte von Kleiderdetails, Ärmeln, Camail's, Kragen, Kinderhabits, Kollern an Mänteln und Nachtjacken, Corsetts u. s. w. aus den Französischen des

J. Baptist Julien.

Preis nur 10 Sgr. oder 36 Kr. rheinl.

Bei dem jetzigen rühmlichen Streben unserer Damen, ihre Kleider selbst zuzuschneiden und fertigen zu wollen, wird gewiß dieses Büchlein eine freundliche Erscheinung sein, indem es dem gefühlten Bedürfnis dahin abhilft, daß sie nicht mehr wie bisher mit vielem Lehrgehalte und Zeitaufwande Monate, ja jahrelangen Unterricht zu nehmen nöthig haben, ehe sie nur dahin gelangen, ein Kleid nach dem selbst genommenen Maß zuzuschneiden zu können, welches sie hierin mit wenigen Groschen nicht nur vollständig in der kürzesten Zeit erlernen, sondern auch in den beigelegten und erläuternden 40 Abbildungen moderner, verschiedenartiger Pariser Schnitte eine Hülfe haben.

(567.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Die Buchdruckerkunst

in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung.

Von Friedr. Wihl. Carové.

Geb. Preis 10 Sgr.

Die demnächst vollendete I. Section der Gesamtausgabe wird unter dem Titel erscheinen:

Cranerspiele

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 7 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 4 = Fl. 7. 12 Kr. Rhein. = Fl. 6 Conv.-M.

Inhalt:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Bd. Bizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Fink.</p> <p>2. " Die Bartholomäusnacht. — Die Hühner.</p> <p>3. " Wallace. — Die Syracuser.</p> <p>4. " Die Vorfahrt. — König Fried.</p> | <p>5. Bd. Das Opfer des Themistocles. — Die Verbannten.</p> <p>6. " Die Schwestern von Amiens. — Hercules Mac-Joor.</p> <p>7. " Das Nordlicht von Kasan. — Der Schwur des Richters. — Der Prophet von Florenz.</p> |
|--|--|

Ebenso soll die II. Section der Gesamtausgabe noch in 1844 vollendet und unter dem Titel ausgegeben werden:

Schauspiele und dramatische Dichtungen

von

Joseph Freiherr von Auffenberg.

In 8 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 4½ = Fl. 8. 6 Kr. Rhein. = Fl. 6. 45 Conv.-M.

Inhalt:

- | | |
|---|---|
| <p>1. Bd. Ludwig der Erste in Veronne. — Das böse Haus. — Der Löwe von Kurdistan.</p> <p>2-7. Bd. Alhambra. Epös in dramatischer Form in 3 Theilen oder 6 Bänden.</p> <p>2. Bd. I. Theil: Doabel in Cordova. — Alhambra und Alhama.</p> <p>3. " II. " Die Gründung von Santa-Fe.</p> <p>III. " Die Eroberung von Granada.</p> | <p>heroisches Schauspiel in 6 Aufzügen. 4 Bände.</p> <p>4. Bd. 1-3. Aufzug. I. Der Phönix. II. Die Tizona. III. Wehe mir, Almansor!</p> <p>5. " 4. " Ein's Christnacht.</p> <p>6. " 5. " Der Fuß des Jörnes.</p> <p>7. " 6. " Molathemoun.</p> <p>8. " 7. " Der Neugeburt von Granada, dramatisch. Gedicht in 5 Abtheilungen.</p> |
|---|---|

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf die Sectionsausgaben zu den bemerkten Preisen. Jede dieser Ausgaben ist apart und ohne Verbindlichkeit auf die andern Sectionen zu haben.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

(568.) In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in der Wihl. Friedrich's Buchhandlung vorrätig:

Die allgemeine Preussische Gesehde-Ordnung mit ihren wesentlichen Ergänzungen und Erläuterungen. Gr. 8°. Geh. 3¼ Sgr. Meine Schulbereisung von C. G. Ehrlich, Seminar-Direktor. — Den Schulaufsichtern und Lehrern Westphalens gemidmet. Gr. 8°. 3½ Bogen. Geh. 5 Sgr.

Wasse'sche Buchhandlung in Soest.

(569.) Bei Const. Niese in Saalfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schreckliche Folgen der Nachsicht, des Aberglaubens, Leichtsinns und Müßigganges in notorischen Beispielen neuerer Zeit, als Warnungstafel für den Knaben, Jüngling und Mann. Herausgegeben von Wilhelm Constantin Voigt.

100 Seiten. broch. Preis 5 Sgr. oder 18 Kr.

Neu erfundenes von mehreren Medicinal-Behörden geprüftes

Gehör-Oel.

Vom Dr. J. Robinson in London.

Durch Anwendung dieses Oels werden alle organischen Theile des Ohres ungemein gestärkt, das Trommelfell erhält seine natürliche Spannung wieder, wodurch die Harthörigkeit sehr bald sicher geheilt wird.

Das Flacon mit Gebrauchsanweisung 1½ Rthlr. Ist in der Hauptniederlage der Expedition dieses Blattes allein zu haben.

Attest.

Hochgeehrtester Herr! Hiermit nehme ich Gelegenheit, Ihnen für's allgemeine Wohl die schuldige Nachricht zu machen, dass ich durch den Gebrauch des mir übersandten **Gehör-Oels** vom Dr. J. Robinson in London, von meiner mehrjährigen schweren Harthörigkeit rein geheilt worden bin. Die schnelle Wirkung dieses Oels war um so überraschender, da ich bereits 80 Jahr alt bin, und das Uebel so bedeutend war, dass ich selbst das Glockengeläute nicht mehr hörte, und jetzt nach nur kurzer Anwendung das vollkommenste und reinste Gehör erhalten habe. Auch mehrere meiner Freunde, die an demselben Uebel litten, erfreuen sich nach dem Gebrauche dieses vortrefflich Oels, eines eben so glücklichen Resultates, und wir bitten Sie daher recht sehr, diese Zeilen veröffentlichen zu lassen, damit noch so manchen Leidenden durch dieses Mittel geholfen wird.

Mit aller Hochachtung Ihr dankend verpflichteter

F. Stuchtey.

Rheda, den 1. Juni 1844. Kirchen- und Armenrendant der evangelischen Gemeinde zu Rheda.

Die Richtigkeit des vorstehenden Attestes wird gerichtlich bescheinigt.

Rheda, den 1. Juni 1844.

(L. S.)

Der Amtmann daselbst, in dessen Abwesenheit für denselben zeichnet

(570.)

Schönnell, Sekretair.

Pariser Zahnkitt,

(571.) vortreffliches Mittel zur Erhaltung und Pflege der Zähne. Preis pro Etui mit Gebrauchsanweisung Rthlr. 1. Zu haben in der Expedition dieses Blattes.